



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

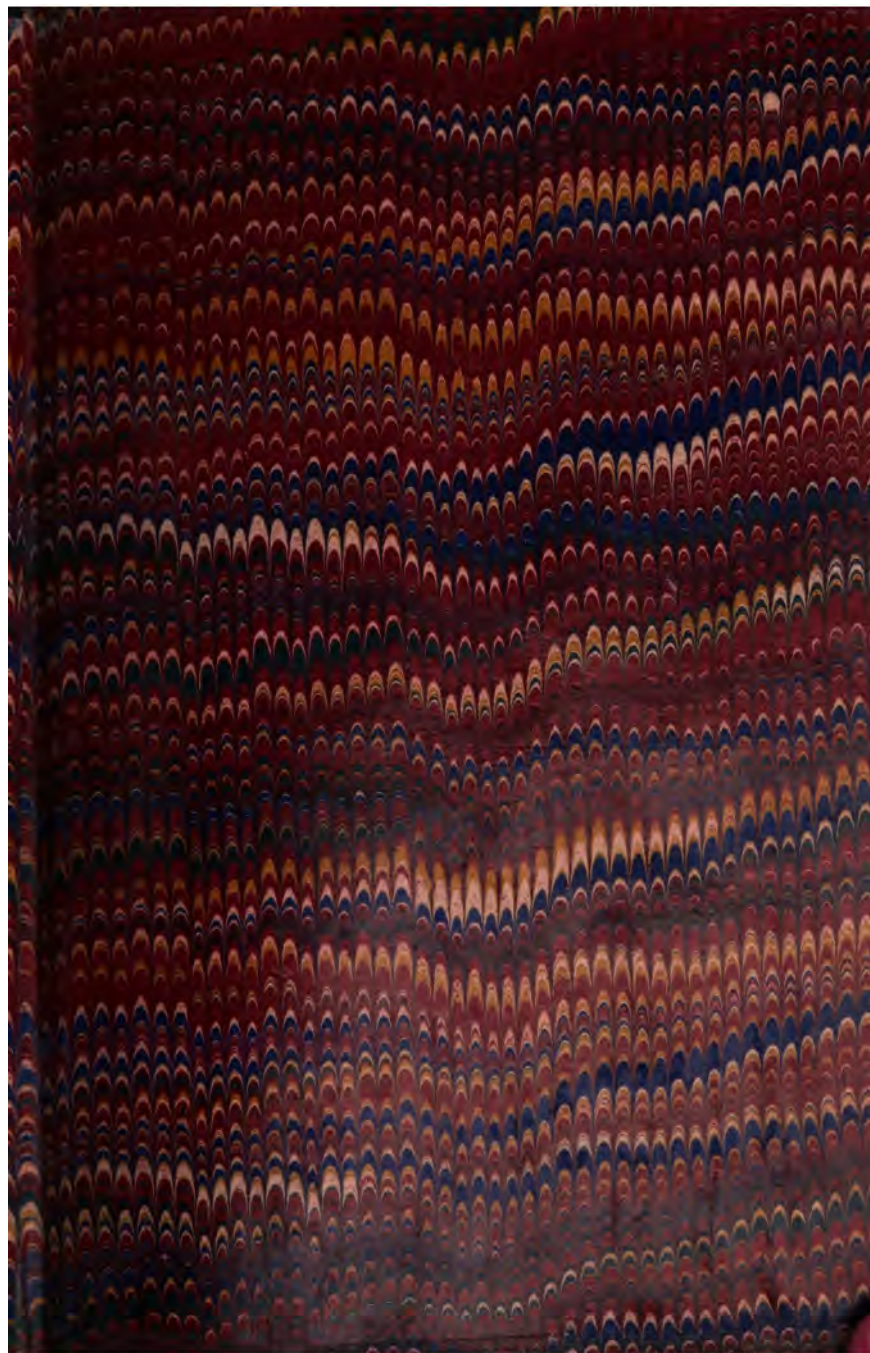
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



✓

35. p. 19.









Nach dreißig Jahren.

~~~~~

# Neue Dorfgeschichten

von

Berthold Auerbach.

Erster Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1876.

Uebersetzungsrecht und Recht der dramatischen Bearbeitung  
vorbehalten.

Zur Uebersetzung autorisirt sind:

für Amerika und England: **Henry Holt & Co.** New-York.  
„ Italien: **Tipografia Editrice Lombarda.** Mailand.  
„ Russland: „**Europäische Bote**“. M. Stassülewitsch.  
„ Holland: **W. J. Thieme & Co.** Zütphen.  
„ Dänemark. **Forlagsbureauet** in Kopenhagen.

---

Buchdruckerei der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in Stuttgart.

## Das Dorf an der Eisenbahn

könnte ich vorliegende und ferner sich anschließende Erzählungen betiteln.

Es ist ein Menschenalter verflossen, seit ich begonnen habe, das intime Leben meiner Heimatgenossen dichterisch zu fassen.

Die Thäler und Berge meiner Heimat sind nun von der Eisenbahn durchzogen, durch unwegsame Höhen bald in den Bergstock sich bohrend, bald wieder zu Talle kommend, braust der Dampfzug dahin.

Eisenbahn und Freizügigkeit haben Grundformen des wirthschaftlichen und socialen Dorflebens umgestaltet.

Das deutsche Reich ist erstanden!

Es ist keine Hütte so abgeschieden, in der nicht das Lied vom Vaterlande erklingt.

Im Kampf um Freiheit und Reinheit des humanen Gedankens bildet sich nun die allgemeine geistige Wehrpflicht. Es ist keine Seele so in sich verschlossen, daß nicht das Aufgebot zu ihr dränge.

Keine Dichterphantasie hätte Gestaltungen zu erfinden vermocht, wie sie der Genius der Zeitgeschichte vor Augen stellt.

Es war hier zunächst nicht meine Aufgabe, diese großen Thatsachen als Motive dichterischer Bildungen zu fassen; aber in jedem Charakter der Gegenwart zeigen sich ihre Wirkungen.

In den vorliegenden Erzählungen erscheinen alte Gestalten und neue Fortbildungen.

Wohl ist es anmuthend, am Baume die rothwangigen Äpfel zu schauen, deren Blüthen wir gesehen. Anders ist das Menschenleben.

Eine Jugendgestalt im Alter wiedersehen, erweckt verschiedenartige Empfindungen.

Es haben sich Züge und Formen herausgearbeitet, deren Vorhandensein früher nicht so auffällig war. Bald aber mag das Unfremdende auch wieder zum Anheimelnden werden.

Sei dies den nachfolgenden Bildern beschieden!

Wenn wieder nach einem Menschenalter ein Dichter das Dorfleben meiner Heimat neu erfassen wird, was mag er finden?

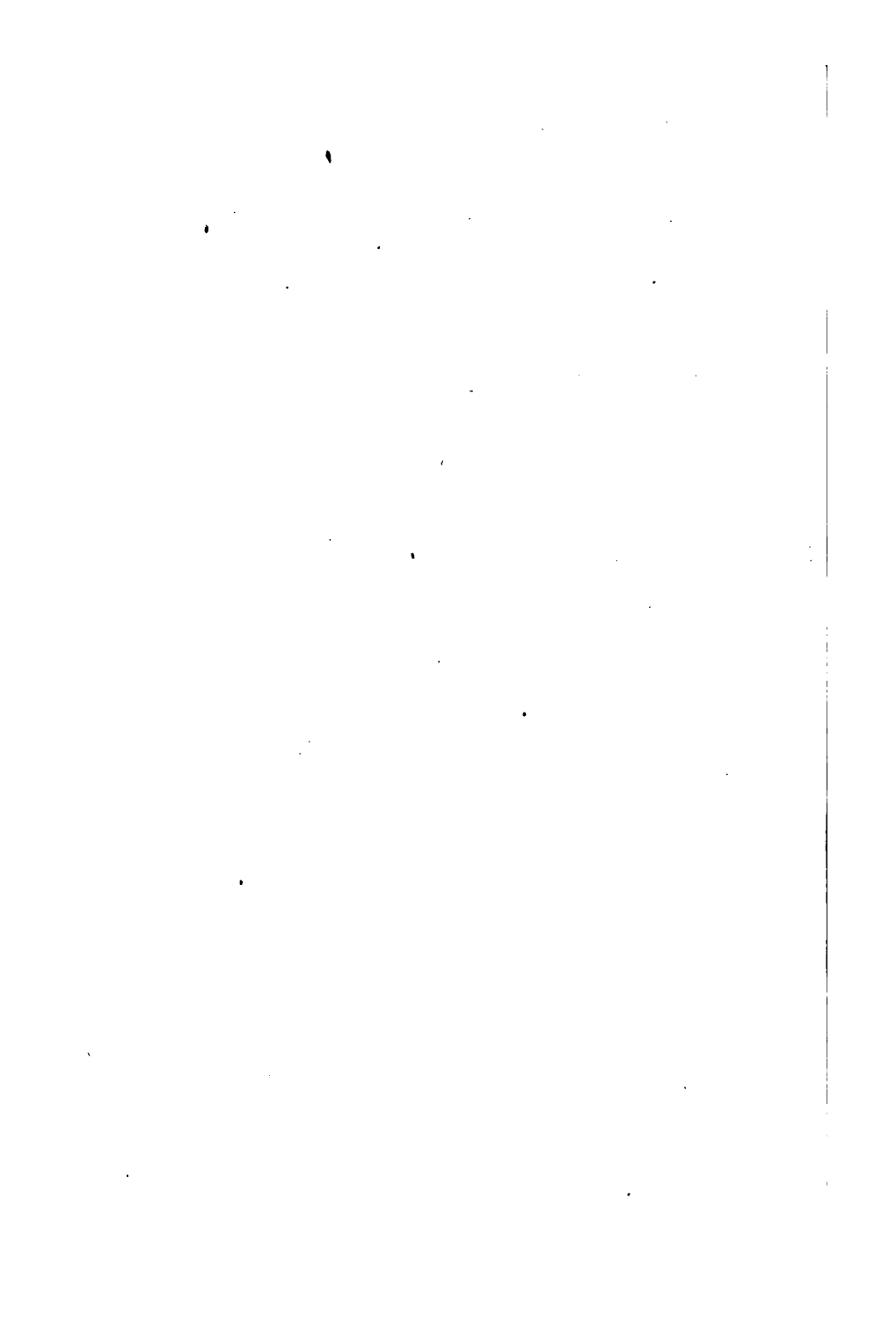
Die Blumen blühen allzeit aus der deutschen Erde, und die Schönheit wird allzeit neu erblühen aus dem deutschen Gemüth.

Im Hochsommer 1876.

Erster Band.

Des Hrolfs Reinhard.





## Erstes Kapitel.

---

Da bist du wieder.

„Einsteigen! Der Zug geht gleich weiter,“ rief der Schaffner laut; zu einem Manne von hoher Gestalt gewendet, setzte er hinzu: „Steigen Sie gefälligst ein, Haltepunkt Weissenbach ist erst beim nächsten Dorf.“

„Ich will von hier an zu Fuß wandern. Geben Sie diese drei Stück Handgepäck dort ab.“

„Können sich drauf verlassen. Danke vielmals,“ sagte der Schaffner, die Hand schließend und an die Mütze greifend. „Wissen Sie den Weg? Er führt durch den Wald da drüben.“

„Ich weiß.“

Der Zug brauste davon, und der Mann ging über die Schienen hinweg nach dem Bergwald. In den Wiesen zirpten die Grillen, die Heuschrecken hüpfen klappernd hin und her, im wogenden Weizenfelde schlug die Wachtel und hoch in den Lüften sang die Lerche.

Erst am Waldestrande, im Schatten einer Weisstanne hielt der Wanderer an, brach einen Zweig mit dem frischen Jahreschosse ab, that den spitzen, breit-

krämpfigen und schleierumwundenen Hut vom Kopfe, steckte aber den Zweig nicht auf den Hut, den er weiter schreitend nur in der Hand hielt.

Wer je diesen charaktervollen Kopf gesehen, vergißt ihn nicht wieder.

Es sind dreißig Jahre, seitdem der Maler Reinhard mit seinem Freunde, dem Collaborator Reihemeyer, hier durch diesen Wald gewandelt ist; das Haupthaar ist noch so voll wie damals, nur grau geworden, und an der Stirne aufrecht stehend in dichten Locken gibt es dem Antlitz ein majestätisches Ansehen, wie die ganze Erscheinung etwas Gebietendes hat. Damals schien die Stirn noch nicht so gewölbt und stark ausgearbeitet, und gewiß fehlte damals die tiefe Falte zwischen den Augen, die von schweren Erlebnissen, vielleicht auch von Leidenschaften zeugen mag; aber der Glanz der blauen Augen ist noch so leuchtend wie damals, und die Bewegungen des Körpers haben nichts von ihrer Behendigkeit und Biegsamkeit eingebüßt.

Reinhard schaute manchmal zur Seite, als wäre er noch im Geleite des Genossen, sonst aber schritt er rüstig vorwärts und hielt erst an, als er auf der Anhöhe aus dem Walde trat und das Dorf drunten vor ihm lag.

Da stehen die Häuser am Ufer des blinkenden Baches, dort oben die alte Kirche und dort inmitten des Dorfes die neue.

Nahe der Kirche steht ein altersgebräuntes Haus mit geschlossenen grünen Fensterladen und daneben eine alte Linde mit breitem Geäst. Jetzt läutet es vom

Kirchthurm zu Mittag; Reinhard, der den Athem angehalten, seufzte tief auf und fast laut sagte er: Das ist der Glockenton, der zu meiner Trauung, der zu ihrem Tode erklang. Wie viel tausendmal hat er dir, du arme Seele, deine Lebensstunden gekündet und ich, ich war . . .

Wie abwehrend schüttelte er den Kopf, da sah er eine Bank am Waldestrand unter einer Buche; er setzte sich, und mit dem Wanderstabe schrieb er in den Sand den Namen — Lorle. Das sprach all sein Denken und Sinnen aus; er verwischte den Namen wieder, aber sein Denken und Sinnen konnte er nicht so verwischen.

Der Pfiff der Lokomotive weckte ihn; durch das Thal bewegte sich ein Bahnzug wie eine schuppige Schlange und der Dampf flatterte darüber hin. Jetzt hielt der Bahnzug wie verschnaufend am Dorfe, dann ging es weiter, pfiff mächtig vor einer schwarzen Tunnelöffnung, und verschwunden war Alles; man hörte nichts mehr als das Zirpen der Grillen im Grase und drüber hin den schrillen Schrei eines Habichts, der über dem Thale im Kreise sich wiegte.

Reinhard erhob sich und setzte sich schnell wieder, er war schwer müde. Da kam der Waldhüter des Weges und sagte soldatisch grüßend: „Grüß Gott! Nicht wahr, da ruht sich's gut?“

Reinhard nickte still und der Waldhüter fuhr fort: „Ihr wollet gewiß auch nach Weissenbach. Da ist gute Herberg im Gasthof zum grünen Baum, dort nahe beim Bahnhof.“

„So? Gibt es sonst kein Wirthshaus?“

„Nein. Früher war eins neben der Kirche. Der Sohn vom alten Lindenwirth hat das neue gebaut, es ist ein braves Haus, ein Ehrenhaus, aber eben anders wie vor Zeiten, wo der Lindenwirth — man hat ihn auch den Wadeleswirth geheißten — drin im Dorf gewirthet hat. Das war ein fester Mann, der hätte hundert Jahr alt werden können, aber er hat eben auch Kummer gehabt, besonders von einem Kind. Ist's erlaubt, daß ich mich zu Euch setze?“

„Setzt Euch nur.“ Reinhard bot dem Manne eine Cigarre dar und steckte sich selber eine frische an. Der Waldhüter fuhr fort: „Ihr seid gewiß fremd in der Gegend, sonst wüßtet Ihr, was da geschehen ist.“

„Wollt Ihr's nicht erzählen?“

„Gern. Ich bin freilich nicht aus dem Dorf gebürtig, bin aber seit sieben Jahren hier stationirt und weiß Alles. Ich bin gut bekannt mit einem Mädchen, das die verlassene Frau auferzogen hat.“

„Nun?“

„Ja, die Geschichte ist so. Der Wadeleswirth — man hat ihn wegen seiner dicken Waden so geheißten — war im Wohlstand und hatte nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; ja die Tochter! Der Farbenshmierer hat selber einmal gesagt, sie wär' unter den Bauernmädle was ein Kanarienvogel unter den Spagen. Freilich, lustig ist der nichtsnutzige Kerl gewesen und hat Alles unter einander bringen können; er hat's austrommeln lassen, wenn er ins Dorf kommen ist; das war lang vor der Eisenbahn, ich hab' ihn auch einmal



gesehen, bei der Einweihung der Kirche, ich war damals noch ein kleiner Bub'. Eure Cigarre ist Euch ausgegangen, wollt Ihr anzünden?"

„Nein, erzählt nur weiter.“

„Es war ein schöner, großer Mann, um einen halben Kopf größer als Ihr und breiter in der Brust, und singen hat er können oben 'raus und mit Jedermann ist er freundlich und vertraulich gewesen; man hätt's nie geglaubt, daß er so falsch und nichtsnuzig und hoffärtig sein kann.“

„Was hat er denn gethan?"

„Man soll einem Todten nichts Böses nachsagen, aber was wahr ist, ist wahr. Er hat das Lorle abgemalt als heilige Mutter; das Bild hat in der neuen Kirche gehangen, viele Menschen sind kommen, um es zu sehen und die Einen sagen, das Lorle hab's veranstaltet, die Anderen sagen der Pfarrer, und wieder Andere sagen, der König sei von selber drauf kommen; kurzum, der König hat das Bild in sein Schloß genommen und ein anderes dafür gestiftet, es ist größer, aber sie sagen, es sei nicht so schön, so kunstmäßig, wie das vom Reinhard.“

„Was hat er denn so Böses gethan?"

„Er ist todt, aber wahr bleibt's. Er hat das Lorle geheirathet und wie er sie gehabt hat, hat er sich ihrer geschämt, weil sie ein Bauernmädle gewesen ist, und daneben hat er noch eine Andere gern gehabt, eine Gräfin, und er hat das Lorle arg mißhandelt. Er soll sonst ein gescheiter Mensch gewesen sein, aber darin war er kreuzdumm, daß er die brave

Frau nicht zu nehmen gewußt hat; heißt das, ich mein', genommen hat er sie, aber eben nicht gehalten; und da ist er einmal heim kommen selbender, die Einen sagen mit einem Rausch, die Anderen sagen mit der Gräfin, und wieder Andere sagen mit beiden mit einander. Das weiß man nicht genau. Und da ist eben das Lorle still wieder heim ins Dorf und er ist nach Italien und ist dort gestorben, und vergangenes Frühjahr ist das Lorle auch gestorben. Jetzt sind sie beide in der andern Welt, aber er in einer andern als sie. Die gute Seele hat treu an ihm gehangen, die Bank, worauf Ihr sitzt, hat sie gestiftet, und des Wendelins Malva hat erzählt, die Frau Professorin habe gesagt, von dem Platz da sei der Reinhard damals ins Dorf kommen und habe geschossen und sie hat dran festgehalten, daß sie noch einmal mit ihm da sitzen werde. Sie hat oft allein da gefessen. Was ist? Nicht wahr, ich schwäg zu viel? Was sehet Ihr mich so an?"

Reinhard antwortete nicht. Nach einer Weile fragte er:

„Seit wann weiß man denn, daß der Reinhard gestorben ist?“

„Es hat einmal in der Zeitung gestanden. Bei Lebzeiten Lorle's wäre ihm nichts geschehen, aber wenn er jetzt wieder käme, das ganze Dorf thät ihn mit Steinen todt werfen.“

Reinhard stand auf und ging thalab. Der Waldhüter schaute ihm nach und sagte vor sich hin:

„Wenn der Reinhard nicht todt wäre, könnte das

der Reinhard sein.“ Er sah eine wilde Taube und schoß sie herab, der Wanderer drunten erschrak ins Herz hinein.

Und wie hatte er seine eigene Lebensgeschichte sagenhaft verunstaltet nun gehört aus dem Munde des Volkes! Die Welt kennt nur die augenfälligen That-sachen und verändert sie noch im Laufe der Ueberlieferung.

Reinhard hielt still. Wie lang ist es her, daß er in Rom die Landschaft, die Menschen hier wie eine Traumerinnerung auftauchen sah? Kaum wenige Monate.

---

## Zweites Kapitel.

### Von Rom ins Dorf.

Ist es nur ein Traum? Und doch steht Alles so klar und fest vor der Erinnerung. —

Es war eine milde Frühlingsnacht in Rom. Reinhard war auf der Villa der berühmten Sängerin Angela, um deren Gunst er viel beneidet wurde. Er stand mit ihr an der offenen Thür des Balkons und schaute über die blühenden Drangen hinweg hinaus in die Siebenhügelstadt, er hörte die Glocke vom Petersthurm, aber ihm war's als läutete die Glocke vom Dorf im Schwarzwaldthale und als säße er im Wirthshaus zur Linde und hielt still die Hand Lorle's; denn er hatte eben zum erstenmale erzählt, welche namenlose Glückseligkeiten er in der Liebe zu Lorle empfunden und welche unergründliche Schmerzen ihm dann und jetzt noch die Seele zermarteten.

Angela hatte still zugehört, endlich aber sagte sie:  
„Du übertreibst die Tragik deines Schicksals. Ein Modell geheirathet! Costüm-Illusion! Sie hatte gewiß ein bezaubernd naives Gesicht, aber rothe Hände

und breite Füße. War tausendmal und wird noch tausendmal sein. Wir Künstler spielen mit dem Leben und das Leben spielt mit uns.“

Angela hatte das Alles scherzhaft aber auch mit einer gewissen graziösen Innigkeit gesagt, und doch fühlte sich Reinhard im Innersten abgestoßen. Er verließ Angela, und erst am dritten Abend als die Dämmerung bereits eintrat, zog er wieder nach der Villa.

Da hörte er vor einer Oesteria deutsche Laute, er hielt an und vernahm aus einer Gruppe heraus im heimischen Dialekt: „Ich kann in Weißenbach noch genug schlafen, in Rom will ich wach sein so lang es geht.“

„Der Caspar will für sein Geld eine große Portion Rom haben,“ rief ein junger Geistlicher und Alles lachte.

„Heut darf man nicht lachen,“ nahm Caspar wieder auf, „morgen lasse ich für das Lorle eine Todtenmesse lesen. Vor drei Tagen ist sie gestorben. Die Malva ist also doch nicht Erbin geworden. Der Schullehrer schreibt; das Lorle ist so sanft eingeschlafen und in seinem Testament hat es zwei Plätze als Erbbegräbniß bestellt; der Reinhard soll neben ihm begraben sein, wenn er wieder kommt. Still! habt Ihr nichts gehört? Ich mein', es hat Jemand gejammert, vielleicht ist's die Seele von Lorle.“

Es war ihre Seele, die in den Gedanken des Laufenden aufjammerte. Reinhard hatte das Gespräch vernommen und er sank fast in die Kniee. Im Schatten



der Häuser huschte er dahin, von droben tönte der Gesang Angela's . . .

Es erregte großes Aufsehen, als in der Zeitung L'Artista angekündigt wurde, die sämtlichen Gemälde Reinharbs, seine Skizzen, Studien, Vasen und Teppiche würden durch einen öffentlichen Notar versteigert.

Reinhard hatte Rom verlassen, ohne Jemand das Ziel seiner Reise anzugeben.

„Büßen, Sühnen,“ das waren die Worte, die er auf der langen Reise oft vor sich hin sprach.

Jetzt war er da, wie wenn ein fremder Wille, wie wenn ein Zauber ihn herversetzt hätte. Er sah in die Wiesen, wo die Menschen Heu zusammenrechten und aufstuden und dort schnitt die Sense ins Gras; Alles erschien ihm wie unwirklich.

Ein mächtiger Peitschenknall weckte ihn: „Aufgepaßt! Es kommt ein Heuwagen!“ rief ein Bursch in rother Weste, der die Pferde an einer Fuhre Heu lenkte; oben auf dem Wagen saß ein junges Mädchen, es hatte wilde Rosen in der Hand und warf sie auf den Aufgeschreckten nieder.

Reinhard trat bei Seite und stürzte fast in den Weg-Graben. Wie ein Blitz im Aufblicken war's: das ist ja der Hirtenknabe Wendelin mit dem gekrausten kupferrothen Haar, den du damals am Tage nach der Verlobung mit Dorle gezeichnet. Er kann's nicht selber sein, aber sein Kind ist's sicher. Reinhard that seinen Hut ab, eine wilde Rose lag noch drauf; der Wagen

fuhr weiter und das Mädchen oben sang das Lied mit  
der wunderbaren Weise:

Schön Schätzchen wach auf —

Das tönte fort und fort, bis es verklang. Rein-  
hard richtete sich straff auf und ging hinein ins Dorf,  
geradeswegs zur Linde; in all sein schweres Denken  
und Sinnen hinein tönte es:

Schön Schätzchen wach auf  
Und laß mich zu dir ein.

---

### Drittes Kapitel.

#### Wo bist du?

Das ist das alte Wirthshaus zur Linde, es ist verschlossen, öde. Den Baum da zur Seite haben sie doch müssen stehen lassen; die Bank, die den Baum umschloß, ist nicht mehr da, zerbrochene Pflüge, reifenlose Räder lehnen an dem Stamme, dessen Wurzeln sich aus dem Boden emporgehoben. Ein leiser Windhauch zieht jetzt durch das Gezweige mit den hellgrünen Blättern und den noch geschlossenen Blüthenknospen.

„In dem Haus wird nicht mehr gewirthet,“ rief eine alte Frau aus dem Erdgeschoß des Nachbarhauses dem Dreinstarrenden zu, „das Wirthshaus ist jetzt draußen beim Bahnhof, da an der Gartenhecke steht der Wegweiser, da könnet Ihr nicht fehlgehen.“

Reinhard ging zwischen den Gartenzäunen, stand bald vor einem weiß angestrichenen Hause mit grünen Schattenläden und einem Balkon in der Mitte, auf dessen Brüstung in goldenen Buchstaben zu lesen war: Restauration und Gasthof zum grünen Baum.

Reinhard schauderte, als er näher trat. Auf der Schwelle saß eine Menschengestalt, wie ein Gespenst am hellen Tage; ein Trottl fletschte die Zähne gegen

Reinhard und murmelte wirtre Laute zu einem weißen Hahn, der auf der Treppe stand.

Reinhard eilte an dem unförmlichen Mannsbilde vorüber die Treppe hinan. Er trat in die Stube, Niemand war da; er setzte sich ermattet an einen Tisch. Der weiße Hahn kam durch die offene Thüre herein, schaute Reinhard an und schüttelte den rothen Kamm und starrte auf die an den Wänden befestigten, aus Pappere bereiteten Reh- und Hirschköpfe mit Geweißen. Da kam endlich, noch unter der Thüre den Kopf anziehend, der Wirth, und jagte den Hahn hinaus. Reinhard sah den Bruder Lorle's stumm an, dieser aber schien nichts von dem verwunderten Blicke zu bemerken, denn er fragte in geläufigem Tone wie auswendig gelernt: „Mit was kann man aufwarten? — Ein Litterle alten, neuen, rothen, weißen; fünfzig Pfennig, achtzig Pfennig, eine Mark? Zu essen giebt's auch bald was. Parlez-vous français? Boire ou manger? Broni,“ rief er nach der Küche, „rufe die Madlon, es ist ein Franzos da. La fille viendra tout de suite,“ sagte er, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, da der Fremde ihn so anstarrte.

Reinhard konnte noch immer kein Wort hervorbringen. Das sind die Augen Lorle's, ihre Augen sind auf ewig geschlossen und diese hier blicken nicht so treuherzig und der Mund hat etwas Verkniffenes. Endlich sagte Reinhard:

„Hab' ich mich denn so ganz und gar verändert? Stephan, ist denn gar nichts mehr an mir zu erkennen?“

„Herr Gott, die Stimme! Wa — Was? Nein.“

„Doch. Ja. Es ist der Reinhard. Grüß Gott, Schwager.“

„Was? Der Reinhard? Frau! Broni! Komm! Hurtig! Tapfer! Ich komm' gleich wieder,“ wendete er sich schnell und verließ die Stube.

Reinhard saß still, ihm war, als könnte er sich nicht mehr aufrichten und dumpf dröhnte es ihm im Gehirn.

Draußen stand Stephan bei seiner Frau und sagte: „Hast gehört, der Reinhard ist da? Des Lorle's Reinhard. Was will er? Er wird doch nicht kommen sein, um zu erben? Ich lasse es auf einen Prozeß ankommen. Er hat kein Recht. Ein Kind ist nicht da, und sie haben nach Landesgesetz geheirathet.“

„Wie sieht er denn aus? Abgerissen?“

„Ich kann's nicht sagen, ich hab' ihn nicht einmal recht angesehen und er ist sitzen geblieben. Von Gepäck hab' ich nichts gesehen.“

„Jetzt laß ihn nicht so lang allein. Geh hinein und vor der Hand sei freundlich. Ich komme bald nach.“

„Soll ich Du zu ihm sagen?“

„Gewiß.“

Stephan ging in die Stube und sagte: „Du mußt verzeihen, daß ich so erschrocken bin. Mir liegt ja noch der Kummer um ihren Tod in allen Gliedern, und warum hast du auch nicht ein Wort vorher geschrieben? Ich wär' dir entgegenkommen und wir hätten Alles in Güte und Freundschaft mit einander besprochen. Sie hat, so lang sie gelebt hat, kein böses Wort über

dich gesagt und vor meinen Ohren hat auch Keines ein Böses über dich sagen dürfen. Du siehst noch ganz bestanden aus; ich hab' gar nicht mehr gewußt, daß du so große blaue Augen hast. Ja, deine Augen! Die haben dich auch groß gemacht, du hast einen großen Namen. Vor ein paar Jahren hat's geheißt, du seiest gestorben, sie hat aber nichts davon erfahren, es hat's ihr Niemand sagen dürfen, ich hab' sie behütet wie meinen Augapfel und sie wird mir's vom Himmel herunter bezeugen, daß wir in Frieden mit einander gelebt haben."

Reinhard hatte nicht Zeit, über diese Redseligkeit und ihre Absichten nachzudenken. Bald kam Broni, sie war eine breite behäbige Wirthin geworden, und in ihrem Blicke lag der Ausdruck voller Gutmüthigkeit; sie hieß Reinhard herzlich willkommen und Madlon, die Lothringerin, die hier deutsch lernen sollte, stellte Wein und einen Imbiß auf den Tisch.

Der Wirth schenkte drei Gläser ein und sagte: „Stoß an, auf guten Willkomm und gute Freundschaft, und was vorbei ist, ist vorbei.“

Der Schwager sprach so freundliche Worte und doch hatte Reinhard plötzlich das Gefühl, daß es sehr schlimm wäre, mit diesem Manne in Feindschaft zu gerathen und er sah es fast deutlich vor sich, daß sie feind miteinander. Sich sammelnd erwiderte er stotternd:

„Ich danke, ich kann jetzt nicht trinken, ich will vor Allem auf das Grab von Lotle.“

Raum hatte er das Wort gesprochen, als ein markerschütterndes Geschrei und Gezeter entstand; der Trottl, der unversehens in die Stube gekommen war, stieß es aus.

„Wer ist das?“ fragte Reinhard.

„Das ist leider Gottes unser ältestes Kind. Es muß Jedermann seine Portion Elend haben.“

„Und warum hat er geschrien?“

„Das thut er immer, wenn man Lorle sagt; er kann's nicht verstehen, daß sie todt ist, und sie hat ihn gepflegt wie ein Engel, und ihr allein hat er gefolgt.“

Reinhard sah den Armen, der vom aufgestellten Backwerk gestohlen hatte und den Mund so voll hatte, daß er kaum kauen konnte.

Sich erhebend und wie aus schwerem Traume erwachend sagte Reinhard: „Stephan, ich hab' dir doch was sagen wollen. - Ja, jetzt besinne ich mich. Bitte, verwahre mir das Geld da sicher.“

„Wie viel ist es?“

„Es sind sechzig englische Banknoten, je zu hundert Pfund. Du mußt mir's später hier anlegen, ich bekomme noch Einiges dazu.“

„Soll ich dir was Schriftliches geben?“

„Ist unter uns nicht nöthig. Sag aber Niemand davon.“

„Soll ich dich nicht auf den Kirchhof begleiten?“

„Nein, laß mich allein gehen.“

Hinter Reinhard drein sagte Stephan zu Broni: „Der will keinen Prozeß wegen der Erbschaft. Frau, da schau! So viel englisch Geld ist noch nie hier über Nacht gewesen. Rechne einmal, wie viel das in Mark ist. Laß ihm das Balkonzimmer schön herrichten. Stell' ihm einen Blumenstrauß hinein und mach' ihm ein gutes Essen zurecht.“

Und um seiner Freude rechten Ausdruck zu geben, ging er hinab in den Hof, fing den weißen Hahn und schnitt ihm den Hals ab.

Broni war außer sich, als Stephan den geschlachteten Hahn in die Küche brachte, und noch dazu kam jetzt wie rasend der Trottl, dem sein Spielfamerad getödtet war; er warf Löpfe und Pfannen durcheinander und heulte und lachte.

Es gelang, ihn endlich zu beruhigen, aber Broni schien nicht zu beruhigen, denn das war ja der weiße Hahn, den Fabian — so hieß der Trottl — nach Sorle's Tod aus deren Hause heimgebracht hatte.

„Vielleicht ist's aber gut, daß das geschähen,“ beschwichtigte sich endlich Broni, „ich will kein Wort weiter sagen, wenn du mir jetzt etwas versprichst.“

„Was?“

„Da gib mir die Hand, daß du dem Reinhard das vom Fabian nie berichtest oder auf sonst eine Art zu wissen thun lässest.“

„Wie werde ich so dumm sein? Dann bliebe er ja keine Stunde mehr hier und käme nicht wieder.“

„Also du versprichst es?“

„Soll ich dir versprechen, daß ich mein Geld nicht aus der Brusttasche und meinen Verstand nicht aus dem Kopfe verlieren will?“

„Gieb mir die Hand darauf.“

„Da hast du sie, und jetzt genug.“



## Viertes Kapitel.

### Eine Kette vom Grabe.

Dreifach in breitem Schwall quillt das Wasser aus dem Röhrbrunnen am Rathhause und das ganze Dorf ist stolz auf die eiserne Säule und den eisernen Trog, da kann Jeder gleich sehen, daß wir nun an der Eisenbahn liegen.

Die Frauen und Mädchen, die am Brunnen stehen, Wasser holen und Salat putzen, haben heute viel zu reden.

„Hast schon gehört?“ wurde einer eben herzukommenden alten Frau zugerufen, „hast schon gehört? des Lorle's Reinhard ist wieder kommen.“

„O du lieber Gott im grundgütigen Himmel droben, warum hast du sie das nicht erleben lassen? Wie sieht er denn aus?“

„Er hat einen weißgrauen langen Bart, es hat ihn Niemand erkannt, er hat sich selber müssen zu erkennen geben.“

Ein kleines runzliches, Flug drein schauendes Weibchen, das Länzerle genannt, weil es immer so kleine zierliche Schrittschen machte, sagte fröhlich: „Ich hätt'

ihn gewiß erkannt, ich hab' mit ihm getanzt; ja lachet nur, man ist damals lustiger gewesen wie jetzt, und wie der Herr Reinhard, so kann kein zweiter Mensch auf der Welt tanzen; man hat gemeint, man fliegt und man schwimmt und —“

„Still! dort kommt er; er schaut gar nicht auf. Wohin er nur gehen mag? Gud! Er geht auf den Kirchhof. Ja, armes Lorle, jetzt kommt er, aber an dein Grab. Wendelin!“ wurde ein Bauer angerufen, der mit der Peitsche auf der Schulter den Kühen am Pflug weit voraus gegangen war, „Wendelin! weißt schon, wer kommen ist?“

„Wer denn?“

„Des Lorle's Reinhard.“

„O was! So? Hat er nach mir gefragt?“

„Nein.“

„Hü!“ rief der Bauer den Kühen zu, die wie er stehen geblieben waren, „Hü Bläß! Got Strom!“

Wendelin steckte den Daumen unter seinen Hosenträger und bog ab nach seinem Hause.

Der Dorfschütz kam am Brunnen vorbei. „Martin!“ wurde ihm zugerufen, „zieh ein frisch Wandelier und einen scharfen Säbel an.“

„Warum? was giebt's?“

„Des Lorle's Reinhard ist ankommen, du mußt seine Leibwache sein, denn die Burtschen haben ja geschworen, daß sie ihn todt schlagen; wenn er wieder kommt.“

„Hat keine Gefahr. Aber wo ist er?“

„Wer?“ fragte ein herzutretendes Mädchen mit

rothen Köpfen, das in einer durchlöcherten Blechschüssel grünen Salat trug.

„Malva, dich geht er am meisten an,“ wurde erwidert, „der Mann von deiner Pflegmutter, des Lorle's Reinhard ist ja ankommen, er ist jetzt auf dem Kirchhof.“

Malva kehrte schnell wieder um, eilte mit der Blechschüssel heimwärts und dann nach dem Kirchhof. Dort am Zaun, wo die wilden Rosen blühten, sah sie ihn am Grabe stehen; es war mit dichtverbüshten Nelken ringsum eingerahmt und in der Mitte blühte der Rosmarin. Die Luft war so still, daß man die Bienen summen hörte, die dort Honig holten.

Der Mann stand entblößten Hauptes, unbewegt, nun bückte er sich und brach eine Nelke ab. Er hielt die Nelke an die Lippen und Malva betete schnell vor sich hin, denn es ist ja bekannt, daß man bald sterben muß, wenn man an einer Blume von einem Grabe riecht.

Jetzt wendete sich der Mann. Hat er geweint oder sind seine Augen immer so hellblau und so strahlend?

Unter der Kirchhofthür trat ihm Malva in den Weg und sagte: „Grüß Gott, Herr Reinhard. Schenket mir die Blume, ich bitt'.“

„Warum?“

„Es ist die erste Nelke von diesem Jahr und eine Blume vom Grab bringt Todesgefahr.“

„Ich hab' keinen Aberglauben. Habe ich dich heute schon gesehen?“

„Ja, ich hab' nicht gewußt, wer Ihr seid, aber

die Selige hat's gewiß so eingerichtet, daß ich zuerst Euch sehe.“

„So? Wie heißt du?“

„Eigentlich heiße ich Malvina Katharina, aber die Selige hat mich immer Malva gerufen, und jetzt heiße ich im ganzen Dorf so.“

„Wie heißt dein Vater?“

„Wendelin.“

„Also doch? Ich habe deinen Vater gekannt als er noch nicht so alt war wie du jetzt. Lebt er noch?“

„Ja, und er wartet daheim aufs Essen und wird schimpfen; aber Ihr geht jetzt Allen vor. Das Vorle, die Frau Professorin, ich bin in ihrer letzten Stunde bei ihr gewesen, hat mir lang vorher gesagt, grüß mir meinen Reinhard, wenn er wieder kommt und noch viel, viel hat sie mir für Euch gegeben.“

„So erzähle.“

„Ich kann jetzt nicht, mein Vater schimpft, er hat heut den ganzen Morgen Kartoffel gehäufelt und ist hungrig.“

„Sag mir nur schnell, wer hat den schönen Grabstein gesetzt?“

„Der Herr Reichenmeyer, er ist auch beim Begräbnis gewesen und hat da gleich Alles angeordnet. Aber verzeihet, ich muß heim, der Vater ist gar arg, wenn er aufs Essen warten muß. Ihr bleibet doch wenigstens heut hier?“

„Gewiß.“

„Gut, so kommet in einer Stunde in unser Haus, dort das Haus, wo die abgezweigte Tanne ist, das ist

unser Haus. Unterdeß kann ich mich auch besser befinnen. Gebt mir die Melke.“

„Nein.“

„Nun, so behüt' Euch Gott, ich muß fort.“

Reinhard kehrte durchs Dorf zurück. Wie zittern die Sonnenstrahlen an den weißen Wänden der Häuser auf und ab, wie flimmert das Wasser aus den Brunnenröhren so seltsam als wär's flüssiges Metall, und die Linde schauert in sich zusammen und kein Menschenkind zeigt sich . . .

In der hellen Mittagssonne erschien ihm das Dorf als wäre es aus nächtiger Versunkenheit wieder emporgetaucht, und er selber war sich ein Versunkener, der wieder ans Licht kommt. Die Augen brannten ihm, er hätte sie gern geschlossen, für immer. Er kannte das Grab seiner Mutter nicht, er hatte kein Grab auf der Erde, jetzt hatte er eins und er hatte die Stelle gesehen, wo er ruhen sollte.

## Fünftes Kapitel.

### Beim Schwager.

„Du mußt einen Wolfshunger haben. Man sieht dir's an. Ich hab' mit dem Essen auf dich gewartet, damit du nicht so allein bist. Soll ich Champagner aufsetzen lassen? Ich hab' echten im Keller. Ich bin im Krieg mit meinem Fuhrwerk auch drei Wochen in der Champagne gewesen.“

So wurde Reinhard vom Schwager begrüßt, als er wieder in das Wirthshaus kam. Reinhard setzte sich und der Schwager, der ihm ansah, daß er etwas fragen wollte, fiel ein:

„Neb' jetzt gar nichts und laß dir's schmecken. Weißt, wie mein Vater immer gesagt hat? Mit Essen und Trinken im Magen hat man eine andere Seel! Nach dem Essen kannst du fragen, was du willst.“

Sie aßen still und Reinhard fragte endlich: „Warum bist du nicht im alten Haus verblieben?“

„Ja schon, es ist eben eine neue Welt. So bald es gewiß gewesen ist, daß wir die Eisenbahn bekommen und den Bahnhof da her, hab' ich zu meinem Acker noch den Baumgarten vom Wendelin gekauft, ich hab'

ihn gut bezahlt, aber der Rothhaarige schimpft — die Menschen schimpfen eben auf Jedem, der sein Sach versteht, es wird bei Euch im Malergeschäft auch so sein — und da hab' ich her gebaut und die Ingenieure haben bei mir gewohnt und zweimal auch der Minister.“

„Und das alte Haus, in dem wir so Vieles erlebt haben, ist dir gar nichts mehr werth?“

„O, werth schon,“ erwiderte der Schwager, es bligte schelmisch in seinem Gesichte, „die Maler malen's Alle ab und photographirt ist's auch, und das Lorle ist darin verblieben, sie ist nicht mit herausgezogen. Schäu, du siehst wieder gleich so aus, ich kann nicht sagen wie. Es geht doch nicht anders, ich muß doch von ihr reden, es ist mein einzig Geschwister auf der Welt gewesen.“ Er machte ein Gesicht, wie ein Fuchs machen müßte, wenn er weinen wollte, und dabei zerknackte er mit seinen scharfen Zähnen einen Knochen vom Hahnenbraten und schlürfte das Mark mit Behagen aus. Reinhard sagte:

„Ich bitte im Gegentheil, erzähl' mir nur recht viel von ihr. Des Wendelins Tochter hat mir auch schon von ihr erzählt.“

„So? hat der Rothkopf dir schon den Weg verlegt? Ja, die Malva hat's dem Lorle angethan, hat sich viel von ihr schenken lassen, wer weiß, was sie hat. Sie ist ein lustig Ding, und das hat das Lorle gern gehabt.“

„So? Sie hat gern heitere Menschen um sich gehabt?“

„Ja freilich, sie ist gern heiter gewesen, darüber brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Ich mach' dir auch keine und ich wäre doch der Einzige, der das

dürfte. Die gute Seele hat aber auch unser blödsinniges Kind zu sich genommen gehabt. Sei nur ruhig. Ich hab' schon gemerkt, daß du so was nicht um dich sehen kannst, der Fabian kommt nicht mehr in die Stube."

"Kann ich nicht im alten Haus wohnen?"

"Freilich, kannst's ganz haben. Weißt was? Kauf mir's ab. Ich geb dir's, was es unter Brüdern werth ist; für zweihundert von deinen Pfund sollst's haben mit sammt dem Garten. Sag' aber Niemand, daß ich dir's so billig angeboten habe."

"Was soll ich allein in einem so großen Haus?"

"Wenn dir's allein zu einsam ist, so geb' ich dir ein Kind; unsere zweite Tochter, die Ida, ist gut geschult und unterhaltlich; sie ist jetzt im Lothringischen und lernt dort Lebensart und französisch und dafür hab' ich die Tochter von dort und die lernt bei uns kochen und deutsch. Hätt' mein Vater das Lorle noch vorher wohin geschickt, wer weiß, wie es jetzt wär'. Weißt noch? Er hat gewollt, du sollst sie noch ein Jahr zu den englischen Fräulein thun lassen. Aber reden wir nicht von Vergangenenem. Wenn du die Ida an Kindesstatt annehmen willst, dir geben wir sie, oder auch unser Enkelchen, ein Prachtbub, er heißt wie du und du bist sein Großonkel. Das Lorle hat immer auch ein Kind annehmen wollen, aber es hat sich nicht machen lassen, kannst dir denken warum, und sie hat ihr Erbgut auch aufgezehrt. Also du kaufst die alte Linde?"

"Ich will mich noch besinnen."



„Das gefällt mir von dir, daß du so besonnen bist und nicht gleich einschlägst. Da sieht man den erfahrenen, bedachtsamen Mann. So ist's recht. Du kannst das Haus von einem Baumeister untersuchen und schätzen lassen.“

Broni kam herein, sie war nun sorgfältiger gekleidet, man sah aber nichts mehr von der alten Bauertracht. Broni war eine stattliche behäbige Frau geworden, aus ihrem runden, breiten Gesichte leuchtete es wie wahrhaftes Wohlwollen. Sie setzte sich nun mit zum Nachtsch, aber ihr Mann ließ sie lange nicht zu Worte kommen, denn er sagte: „So ist's recht. Wir lassen dich nicht mehr fort. Du mußt bei uns bleiben. Du kannst hier leben wie in der Stadt. Wir haben alle Tage frisch Fleisch und zum nächsten Winter lege ich einen Eiskeller an, und was man sonst will, bringen die Schaffner von der Eisenbahn in einigen Stunden, und unsere älteste Tochter hat die Bahnhof-Restaurations in der Hauptstadt und Alles bei der Hand. Du bist uns eine Ehre und ein Stolz. Nicht wahr Broni?“

„Gewiß, gewiß,“ konnte Broni endlich einfügen und sie sagte: „Der Herr Schwager sollt' auch meinen Vater besuchen.“

„So? Lebt dein Vater noch?“

„Ja, er ist hoch in den achtzig, aber noch ganz bei Weg und unser Enkelchen ist bei ihm. Er ist viel beim Lorle gewesen und sie bei ihm, ihr letzter Ausgang war zu ihm; er weiß noch nicht, daß sie gestorben ist. Und er hat nie zugegeben, daß eines ein böses Wort über den Herr Reinhard sagt.“

Der Wirth sah seine Frau grimmig an, das Letzte war nicht nöthig. Um es zu verwischen, berichtete er Reinhard von seiner Familie.

Der älteste Sohn, der mit im Felbzuge gegen Frankreich gewesen war, ist Oberkellner in Baden, die älteste Tochter ist Wirthin auf dem Bahnhofe der Residenz und die zweite, die jetzt in Lothringen ist, ist so viel als verlobt mit einem Ingenieur, der hier gewohnt hat und nun am Gotthard-Tunnel baut. „Er kann auch malen,“ schloß Stephan, „und er ist stolz darauf, daß der berühmte Maler Reinhard der Onkel seiner Braut ist.“

Der Dorfschütz trat ein in seinem Sonntagsstaat mit frischlakirtem Bandelier; Reinhard erkannte ihn nicht und er mußte sich selber zu erkennen geben als der lange Martin, der Sohn der Wärbel, die Lorle in die Hauptstadt gefolgt und dort gestorben war. Martin ließ sich den dargereichten Trunk wohl munden, aber trotz Zuredens setzte er sich nicht mit an den Tisch, sondern an einen entfernten.

Von Martin und dem Schwager geleitet, ging Reinhard ins Dorf nach der alten Linde. Das Haus wurde aufgeschlossen, ein kalter Luftstrom drang daraus hervor.

## Sechstes Kapitel.

Es geht ein Geist um.

Reinhard redete kein Wort, dafür war der Schwager um so wortreicher:

„Es denkt mir noch, wie du da allemal drei Stufen auf einmal genommen hast; jetzt mußt halt auch eine nach der andern nehmen. Laß den Martin voraus. Martin, mach' die Laden und Fenster auf! Seit dem Tag nach ihrem Begräbniß ist Alles zu; es ist, wie wenn Alles auf dich gewartet hätte. Ja, das muß dein sein und Niemand anderm auf der Welt. Da ist unser Lorle dreißig Jahr auf und ab gegangen.“ Er sagte Letzteres mit weinendem Tone und jetzt weinte er wirklich und rief: „O meine einzige Schwester! Meine liebe Schwester! Warum hast du sterben müssen? Verzeih' mir Bruder, daß ich dir das Herz so schwer mache. Aber wir sind ja Brüder, wir sind Brüder.“

Er warf sich an die Brust Reinharbs und schluchzte.

Reinhard suchte den Schwager zu beruhigen und ward damit seiner eigenen Herzbewegung Meister. Es war ihm, wie wenn Alles redete, jede Treppenstufe, das Geländer, die Küchentüre, die große Bank.

Stephan öffnete die große Stube, die nach dem Baumgarten liegt. Das volle Mittaglicht strömte herein und er sagte jetzt mit gefassterem Tone: „Da hat sie gewohnt, da hast du sie gemalt und da habt Ihr Euch verlobt; sie hat nicht auf die Straß' gehen wollen, sie hat immer gesagt, was geht mich das an? Sie hat gelebt wie eine Klosterfrau, aber nicht traurig, das nicht. Sie hat gesagt, den Nußbaum da, den habest du im ersten Jahr wie du hier gewesen, gepflanzt. Schau, wie groß er ist und wie voll er steht. Siehst du dort den Brunnen? Der ist neu. Weißt, es war immer ein nasser Fleck dort, da hat unser Lorle nachgraben lassen, und jetzt ist das der beste Brunnen im Dorf. Der Doctor sagt, es sei ein Stahl-Säuerling, besonders gut unterm Wein. Das Recht mußt du mir lassen, daß ich da an deinem Haus Sauerwasser hol' für meine Gäste. Schau, da in der Kammer hat ihr Bett gestanden, sie hat's der Malva vermacht, ich hätte Einsprache thun können, aber ich will keinen Prozeß, nur keinen Prozeß. Jetzt halt! ich muß dir was sagen: da in ihrer Stube, da nehm' ich mein Wort zurück. Ich setze dir gar keinen Preis fürs Haus, es ist dein für jeden Preis, den du sagst; es bleibt Alles brüderlich unter Brüdern. Jetzt verzeih! Ich hab' Leut im Feld, ich muß Heu einthun. Mach dir dein Herz nicht schwer und denk', daß du daheim bist bei den Deinigen. Behüt' dich Gott.“

Reinhard war allein, er setzte sich ans Fenster, wo der Nußbaum seine Aeste heranschickte und jetzt brach's hervor, ein Thränenstrom, so schwer, so voll.

Lorle! Lorle! war das Einzige, was er rufen

konnte, er legte den Kopf auf das Fenster Sims, wo ihre Hand so oft geruht. Als er endlich aufschaute, stand Martin unter der Thür und sagte: „Ich hab' mich noch gar nicht bedankt, daß der Herr Reinhard meiner Mutter selig, der Bärbel, ein steinern Kreuz hat setzen lassen. Ja, wenn die am Leben blieben wär', wär' Alles nicht so geworden. Hundertmal hat die Professorin mir gesagt, Martin, hat sie gesagt, deine Mutter, die Bärbel, ist meine zweite Mutter gewesen. Meinem Sohn, dem Kammerfänger, hat die Frau Professorin wie er allbereits ein kleiner Bub' war, 'eine Geig' gekauft, er kann gut geigen, erst später ist er Sänger geworden.“

Reinhard ging festen Schrittes allein durch das ganze Haus. Plötzlich war's ihm, als hätte sich Lorle nur neckisch versteckt wie damals in der Brautzeit. Alle die Jahr waren nicht vergangen, die beiden Liebenden lebten noch jung und frisch . . .

Auf einer alten Truhe am Siebelfenster, dort wo Lorle damals dem Gesange Reinhard's unter der Linde gelauscht, dort saß er lange und preßte die zitternden Hände in einander. „Todt! Alles todt!“ stöhnte er endlich vor sich hin.

Er ging hinab, Martin wartete auf der Treppe, und als er endlich wieder auf der Straße stand, verschloß Martin das Haus.

Reinhard reichte ihm still die Abschiedshand, aber Martin sagte, er wolle ihn begleiten, hinter ihm drein gehen, wenn er's wünsche.

„Ah so!“ entgegnete Reinhard, „du fürchtest,

daß sie die Drohung wahr machen und mich todt schlagen?“

„Wer hat das dem Herrn Reinhard hinterbracht?“

„Ein Waldknecht.“

„Gewiß der Maurus. Es ist aber nicht wahr, es ist bloß Geschwätz, und hernach bin doch allbereits Ich da. Im Gegentheil, Herr Reinhard, Ihr müßet Euch auch hier anbauen, Ihr könnt hier so alt werden wie der Hohl Müller, der ist bald neunzig. Dort neben meinem Sohn, dem königlichen Kammerfänger, müßt Ihr Euch anbauen.“

Er zeigte Reinhard ein wohlgebautes Haus auf der Anhöhe und erzählte, daß dort sein Sohn die Sommerferien zubringe. Er wiederholte, daß der Sohn sein Glück der Bärbel und dem Lorle, verdanke; von der Mutter, die viel mit Lorle gesungen, habe er die schöne Stimme, und Lorle habe ihn Musik lernen lassen. Der Sohn käme in der nächsten Zeit mit Frau und Kindern; die Frau sei auch Sängerin und eine Adlige, aber gar nicht stolz.

„Er kommt nächsten Sonntag,“ sagte Martin mit Behagen, „er richtet's immer so ein, daß er am Sonntag kommt; da ist's lustig, lustiger als die Kirchweih. Mein Ulrich hat's gescheit gemacht. Wir heißen mit dem Geschlechtsnamen Flohberger, da hat er den Floh springen lassen und er heißt jetzt nur Berger.“

## Siebentes Kapitel.

### Wie Lorle lebte und starb.

Es gelang Reinhard nur schwer, den Martin Floßberger von sich los zu machen. Auf Umwegen ging Reinhard nach dem Hause Wendelins, er klopfte, Malva öffnete und that ein Tuch von der Stirn ab; sie berichtete leise, sie habe sich krank stellen müssen, um daheim bleiben zu dürfen, sie habe sich aber auch still besonnen, um Reinhard Alles genau zu berichten.

„Ich habe nur vorher eine Bitte,“ sagte sie.

„Was denn?“

„Meine Stiefmutter will Euch sehen. Sie liegt da in der Kammer. Kommet nur auf ein paar Minuten.“

Reinhard folgte in die Kammer. Eine abgehärmte Gestalt betrachtete ihn mit großen dunklen Augen und rief:

„So sieht also der Herr Reinhard aus? So groß? Und wenn er den grauen Bart abthäte, wär' er noch ein schöner junger Mann. Wenn Ihr Eurem Lorle was zu berichten habt, so saget mir's, ich komm bald zu ihr.“

Reinhard ging mit Malva nach dem Garten, wo man die Kranke hören konnte, wenn sie rief. Sie setzten sich auf die Bank und Reinhard sagte:

„Nun, so erzähle.“

„Ja, wo anfangen?“

„Wie lang warst du bei ihr?“

„Das ist recht, da will ich anfangen.“

„Vierzehn Monate bin ich alt gewesen, wie sie mich zu sich genommen hat. Mein Vater hat wieder geheirathet, und ich habe erst am Morgen als mich die Frau Professorin in die Schule brachte, von ihr erfahren, daß sie nicht meine leibliche Mutter ist.“

„Hat sie dich nicht an Kindesstatt annehmen wollen?“

„Freilich. Ich hab' aber nie Mutter zu ihr sagen dürfen; sie hat mich nur manchmal ihr Schwesterchen geheißt. Ich hab' später davon gehört, daß sie mich gerichtlich nach ihrem Tod hat an Kindesstatt einsetzen wollen, aber weil man nicht gewußt hat, wo der Herr Reinhard lebt, haben die Gerichte das nicht zugegeben. Ich glaub' sie hat ein Testament hinterlassen, aber man hat's nicht gefunden. Ich will gegen Niemand was sagen, er ist ihr Bruder. Das Bett habe ich bekommen, weil sie das einmal der Däbel Martin gesagt hat, daß es mein ist. Ich glaub', sie hat auch dem Martin etwas vermacht.“

„Gut, ich werde dem nachforschen. Erzähle weiter.“

„Ja, lieber Gott, ich weiß nicht mehr, wo anfangen.“

„Wie du zum erstenmal in die Schule gegangen bist.“



„Ja, sie hat alle Schulaufgaben mit mir gemacht und mein Lesebuch hat sie ganz auswendig gewußt, und oft und oft hat sie gesagt: wären zu meiner Zeit die Schulen so gut gewesen und ich hätt' so ein schönes Bilderbuch gehabt, so wäre ich nicht zu unwissend gewesen für meinen Reinhard. Greif's Buch an, wenn ich so erzähle?“

„Erzähl' nur weiter.“

„Sie hat sich auch ein Buch angeschafft mit einer Beschreibung von Rom, und da hat sie alle Straßen und alle Häuser gekannt und oft gesagt: da geht jetzt mein Reinhard.“

Reinhard schloß die Augen, die Lider zuckten, während Malva fortfuhr:

„Nie ist ein böses Wort über den Herrn Reinhard über ihre Lippen gekommen und auch dem Stephan hat sie's verboten, daß er schimpft. Das ist das Einzige, wo ich sie grimmzornig gesehen hab'. Ich glaub', sie hat jede Nacht ein Gebet für den Herrn Reinhard gesagt.“

„Ist sie lange krank gewesen?“

„Höchstens drei Wochen und die letzten elf Tage im Bett. Sie hat sich gar arg verkältet, wie sie das letztmal beim Höhlmüller gewesen ist, und von da an hat sie Tag und Nacht gehustet. Der Doctor hat gleich gesagt, da ist nicht mehr zu helfen.“

„Hat sie dir nie gesagt, warum sie mich verlassen hat?“

„So? Sie hat den Herrn Reinhard verlassen? Ich hab' immer anders gemeint. Viel gejammert hat sie,

weil sie kein Kind gehabt hat, aber sie hat den Aberglauben nicht gehabt, daß sie sich versündigt habe, weil der Herr Reinhard sie als heilige Jungfrau abgebildet hat.“

„Ist sie viel in die Kirche gegangen?“

„Nicht eben mehr als der Brauch, und wie das Bild aus der Kirche fort gewesen ist, ist's ihr doch nicht recht gewesen. Einmal hat sie mich gerufen und hat mir gesagt: Merk' dir's! Es kann keine böse Ehe geben, wenn eines von den Eheleuten ganz rechtschaffen ist. Ich hab' angesehen sein wollen für meine Liebe, meine Gutheit, und das ist nicht das rechte. Ich wäre gern seine Magd gewesen und hab' doch den Stolz gehabt; ich bin darin auch nicht ganz brav gewesen, aber die kurze Zeit, die ich mit ihm glücklich gewesen bin, ist mehr werth als siebenmal Leben. Und einmal hat sie geweint am Morgen, weil sie nicht mehr von Herrn Reinhard träumt.“

Malva hielt wieder inne und endlich sagte sie: „Nicht wahr, ich mach' Euch das Herz schwer? Aber sie hat hundertmal gesagt, wenn ich's ihm nur sagen könnt, daß ich ihn lieb hab', so lieb . . . und ihm verzeihe, und er soll mir auch verzeihen. — Einmal ist sie vom Hohl Müller heimkommen, sie hat ihm immer die Zeitung vorgelesen. Ich hab' schon geschlafen, und da hat sie mich geweckt und hat ganz glücklich gesagt: Malva! Von meinem Reinhard steht ist der Zeitung. Er ist ein weltberühmter Mann!“

Reinhard griff mit der Hand ins Leere und schloß die Faust krampfhaft.

Welch eine Liebe ist das, die um das volle Herz zu erleichtern, das schlafende Kind weckt und ihm den Ruhm des Geliebten, Ungetreuen verkündet.

„Hätt' ich das nicht erzählen sollen?“ fraget Malva.

„Du sollst Alles erzählen. Alles. Hat sie auch von dem Gerücht gehört, daß ich gestorben sei?“

„Nein.“

„Wie hat sie den Krieg erlebt?“

„Sie hat sich gar nicht gefürchtet. Sie hat in der großen Stube drei Betten hergerichtet für Verwundete. Wir haben aber keine bekommen.“

„Ist sie bei Besinnung gestorben?“

„Freilich! Sie ist nicht gern gestorben. Am letzten Tag hat sie gemeint, der Herr Reinhard ist da und da hat sie gerufen: Wein' nicht zu arg, ich hab's gewußt, daß du kommst. Lieber Gott! Laß mich nur noch einen Tag leben, nur noch einen halben Tag und ich will mit meinem Reinhard über die Wiese gehen. Ja, das Bittergras ist schön! wunderschön! . . . Und da hat sie gerufen: Nicht sterben! jetzt erst recht leben! und da war sie todt. . . .“

Lange war es still im Garten, man hörte nichts als das Zwitschern der Schwalben vor dem Fenster und von dem Kirchhof in der Nähe schmetterte ein Fink seinen hellen Sang.

Reinhard erhob sich endlich, reichte Malva still die Hand und ging davon.

## Achtes Kapitel.

### Ein Freund übers Grab.

Spät in der Nacht schrieb Reinhard einen Brief an Doctor Adalbert Reichenmeyer:

„Du bist ein Freund über's Grab und Du bist der einzige noch Lebende, den ich begrüßen will. Ich bin hier und habe das schauerliche Behagen, als ein Gestorbener wieder erschienen zu sein. Während ich hier in stiller Nacht sitze, singen die Burschen durchs Dorf. Es ist mir wie ein Wunder, daß die Lieder noch die alten Töne haben. Die Welt wird immer wieder jung. Ich aber bin alt und müde und ein fester Platz wartet auf mich. Mir wirbelt's im Kopfe von all den Erinnerungen, die mir heute erweckt wurden. Willst Du Dich meiner noch erinnern, so komm.

Woldemar Reinhard.

(Nachschrift.) Es ist so still, ich höre jenen zitternden Klang, jenes flüsternde Knistern, jenes leise Summen in der Luft, das Du einmal den Flügelschlag der Schleiereule Vergänglichkeit und ein andermal ein Aus-

tönen von der Bewegung unseres Planeten nanntest. . . .  
 Ach was ist Alles! Quacksalberei und endlich Tod.  
 Ich habe mein Leben verfehlt, ich möchte den Rest  
 noch rein abthun. Was ist alle Kunst, alle Selbstbe-  
 friedigung, was ist Ehre und Ruhm, wenn das Leben  
 nicht rein? Aber nenne mir einen Künstler, der  
 sein Dasein rein ausgelebt. Vielleicht ist alle Kunst  
 nur Quacksalberei, um den Bruch und Schmerz des  
 Daseins zu vergessen. . . . Ich habe mit grauen  
 Haaren die Studentenkrankheit der Skepsis bekommen,  
 die ist in solchem Alter unheilbar. Ich bin müde und  
 möchte schlafen auf immer. Ich habe nichts mehr  
 von der Welt zu erwarten, nichts mehr in ihr zu  
 suchen.

Du hast ihr ein Grabdenkmal gesetzt. Vor mir  
 liegt eine Nelke, die aus ihrem Grabe entsprossen, und  
 jetzt scheinen die Sterne über dem Hügel. Ich stand  
 auf dem Fleck Erde, den sie für mich bereit gehalten.  
 Wenn Du kannst und willst, so komm zu mir. Ich  
 bedarf keines Menschen, ich bedarf auch Deiner nicht,  
 ich will nichts als ruhig und still einschlafen, sterben.  
 Wenn Du noch der Alte bist, so darf und muß man  
 Dir auch dies Alles sagen. Uebelnehmen kennst Du  
 nicht.

Ich werde am Sonntag Dein Waldheiligtum auf-  
 suchen, wo Du damals an unserem ersten Dorffonn-  
 tag so glücklich träumtest und den großen Schmetter-  
 ling Traumglück aufspiektest.

Wann war das doch?

Ich meine, in Urweltzeiten.

(Letzte Nachschrift.) Eigentlich wollte ich Dir Alles, was da steht, nicht schreiben, sondern nur das: Komm' zu mir, bleib' bei mir, denn es will Abend werden. Komm' — schilt mich, aber bleib' bei mir. Ich habe einen Plan für unser Weiber letztes Leben, aber den will ich erst vor Deinen treuen Augen auslegen. Komm' zu mir. Ich kann und will nicht nach der Stadt. Komm' zu mir.

Du bist der einzige Mensch, der über mich richten darf.

Ich war undankbar gegen dich.

Ich gedente jenes Tages, als Du um meinethwillen die Kleidung des Waisenknechten anzogst. Ich kann nicht mehr schreiben. Viva voce will ich Dir Alles sagen. Komm' zu mir.““

Reinhard starrte lange in das Licht, dann schloß er den Brief ohne ihn durchzulesen. Er stand auf, verließ das Haus und ging nach dem Bahnhofe, um den Brief in den Schalter zu werfen; dort brannte noch eine Lampe, und der Hund des Bahnwärters knurrte nur ver schlafen. Reinhard wanderte noch ruhelos im Felde umher, dann kehrte er ins Dorf zurück, aber nicht durch die Dorfstraße, er ging zwischen den Gartenhecken draußen, und unversehens stand er vor dem Kirchhof. Er schauderte, aber was ist die Nacht anders als der Tag? Was soll der alte kindische Aberglaube? Warum jetzt nicht auf ihr Grab?

Er ging hinter dem Hause Wendelins vorüber, da brannte Licht in der hintern Stube des Erdge-

schosses. Er näherte sich dem Fenster, ein dürrer Zweig auf dem Boden knackte unter seinen Füßen. „Wer ist da?“ rief eine Frauenstimme. Er antwortete nicht und wollte still davon schleichen, aber schon öffnete sich ein Schiebsfensterchen, ein Mädchenkopf erschien darin, und Malva rief: „Der Herr Reinhard!“

„Warum wachst du noch?“

„Ich hab' gar so schwer denken müssen. Es ist mir, wie wenn die Frau Professorin es in der andern Welt nicht aushalten könnte und jetzt wiederkommen müßte.“

„Du bist ein seltsames Kind. Gut Nacht. Gib mir eine Hand.“

„Ich kann jetzt nicht. Ihr seid doch nicht in der Nacht auf dem Kirchhof gewesen?“

„Nein.“

„Gottlob. Schlafet gut.“

Er fuhr Malva unwillkürlich mit der Hand über das Gesicht, sie küßte seine Hand, er erbebte.

Das Schiebsfensterchen wurde geschlossen, das Licht gelöscht. Reinhard ging am Kirchhof vorbei heim in das Wirthshaus zum grünen Baum. . . .

Sensendengeln weckte ihn, als es schon lange Tag war.

Er mußte sich besinnen, wo er war. Was hatte sich Alles in den gestrigen Tag zusammengebrängt! Bald nahm er ein in grau Leinen gebundenes Skizzenbuch heraus, er blätterte darin flüchtig, er schien die Bilder nicht sehen zu wollen.

Das sei das Letzte! sagte er vor sich hin und strich mit der Hand über ein leeres Blatt.

Und so ist die Künstlernatur und die Gewöhnung, das Leben im Bilde zu fassen. Reinhard zeichnete einen Mann, der, dem Beschauer abgewendet, vor einem Grabe steht und eine Blume in der Hand hält; so weit das Gesicht sich zeigte, war er selbst unerkennbar. Im Hintergrunde hinter einer Hecke von wilden Rosen sah ein Mädchenkopf lauschend hervor. Jetzt wurde noch mit schnellem Stift ein Flug Raben gezeichnet, der über dem Haupte des Mannes dahin schwebte. Nun noch ein letzter Blick, Datum und Stunde wird an den Rand geschrieben, das Buch fest verschnürt und bei Seite gelegt. —

Aus Erlebniß, aus äußerer und innerer Wahrnehmung schafft die Künstlerphantasie ein Gebilde das unverändert die Geisteszüge des Schöpfers trägt.

Anders wird es, wie er seine Seele auf ein lebendes Wesen wirken läßt, in welchem das Empfangene fort und fort waltet.

Reinhard hatte das Herz Lorle's erweckt, es wachte nur in ihm.

Muß es ihn nun hinabziehen in den Tod?

Er hieß den Tod willkommen, wenn er nur rasch kommt. . . .



## Neuntes Kapitel.

### Im grünen Klee.

In der ersten Morgenfrühe ging Malva mit dem Grastrübe unter'm Arme und der Sense auf der Schulter nach dem Klee- und Berge. Sie dachte, wie Reinhard die erste Nacht im Dorfe verbracht haben mochte, sie schritt aber dabei rüstig vorwärts, denn die Kühe daheim warteten auf ihr Futter. Die Sense mähte den thauglänzenden Klee nieder, da rief der Waldhüter Maurus: „Schneidet's gut?“

Malva hielt still und erwiderte:

„So? du bist's? hast du heut' noch keine alte Frau gesehen?“

„Warum?“

„Weil ihr Jäger ja das für einen Aberglauben haltet,“ lachte Malva und das gurrte so lange nach, wie die Waldtaube dort im Walde.

„Du bist lustig!“

„Warum nicht? Es ist ja wieder Tag. Ich hab' gestern viel Glend durchgemacht, aber wenn's wieder Morgen ist, da fang' ich allemal frisch zu leben an.“

„Was hast denn gestern gehabt?“

Malva erzählte, daß Reinhard bei ihr gewesen und daß sie ihm von der Todten berichtet habe.

„Was siehst mich so an? Warum sagst du kein Wort?“ schloß sie.

Der Waldhüter entgegnete, daß er gestern dem Manne begegnet sei, von dem er nachher gehört habe, daß er der Reinhard selber sei. Er hütete sich indes wohl, zu berichten, was er dem Ungekannten erzählt hatte.

„Ich kann mir's jetzt denken“, begann Malva wieder, „daß dem ein Mädele folgt von Allem weg und nach gar nichts fragt.“

„Wie es scheint, gefällt er dir arg.“

„Von Gefällen ist da kein Red'. Wenn der Herr Reinhard sagen thät', ich soll seine Magd sein, mit Freude ging' ich zu ihm, und wenn er sagen thät', geh' mit mir in die weite Welt, ich ging' mit ihm wie dein Hund mit dir geht.“

„So? Und mich könntest du so für nichts und wieder nichts aufgeben?“

„Das ist anders. Wenn das Vorle noch lebte und es thät' sagen, pfleg' meinen Reinhard und sei ihm unterthan, ich müßt's thun; aber davon ist keine Red. So ein Herr braucht mich nicht.“

Sie schien nicht weiter reden zu können, sie nahm ihren Wegstein und wegte die Sense, daß es hell klang. Plötzlich aber sagte sie: „Ich hab' genug geschnitten,“ und den Klee in das Tuch sammelnd und zusammenschnürend sagte sie: „Hilf mir auf.“

Der Waldhüter hob den Kleebüdel auf und wollte

ihn eben dem Mädchen auf den Kopf legen, da hörten sie einen grellen Pfiff und von ferne her den Ruf: „Malva! Maurus! Wartet! Ich komm.“

„Was will der Schütz?“ fragte Malva den Kleebündel wieder abwerfend, denn Martin war es, der ihnen gerufen hatte. Er kam athemlos herbei und sagte: „Gut, daß ich Euch bei einander treffe, es geht Euch Beide an.“

Hestig fuhr er den Waldhüter an, der dem Reinhard gesagt habe, das ganze Dorf wolle ihn steinigen.

„Ja, sie haben's ja Alle gesagt,“ erwiderte der Waldschütz, „wenn sie gelogen haben und jetzt feig sind, was geht's mich an?“

„Und du hast auch gesagt,“ nahm der Schütz wieder auf, „die Malva weiß von seinen grausamen Thaten.“

„Ja wohl, das hab' ich auch gesagt. Ist's nicht wahr?“

„Nein. Du mit deinem halben Verstand hast das nicht verstanden,“ rief Malva, „und wenn ich was gesagt hätte, wie darfst du so ungetreu an mir sein?“

„Freilich, das darfst nur du. Du darfst allein ungetreu sein, die Rothhaarigen dürfen das allein.“

„So ist's recht. Ich dank' dir, daß du das gesagt hast. Gottlob, jetzt ist es aus. Du bist der Kamerad von meinem Bruder gewesen und da hab' ich was auf dich gehalten. Da der Anhenker,“ sagte sie, und deutete auf eine silberne Kapsel, die um ihren Hals hing, „den hast du mir machen lassen, er hat drei Gulden gekostet, ich zahle sie, kannst sie beim Martin

da holen. Mit uns zwei ist's aus, auf immer und ewig. So gewiß der abgemähte Klee da nimmer wieder auf die Stoppel wächst, ebenso auf immer auseinander ist's mit uns. Gott Lob und Dank, du kannst dich nicht berühmen, einen Ruß von mir zu haben."

"Das wär' auch was."

Malva stürzte mit geballten Fäusten auf den Spötter zu, ihr Auge flammte und ihre Lippen bebten, aber vor ihm stehend, sagte sie sich selbst bezwingend: „Halt! Nicht so. Ich dank' dir für jedes von deinen Worten tausendmal.“ Sie wendete sich zum Schütz und sagte:

„Martin, hilf mir auf.“

Das geschah, und mit dem Kleebündel auf dem Kopfe ging Malva nach dem Dorfe zurück. Sonst hörte man sie immer singen, heute sang sie nicht. Martin, der sie bald wieder einholte, sagte: „Schau, dort geht der Herr Reinhard, er geht gewiß nach der Hohlmühle zum alten Müller.“

„Wenn er nur dem nicht verrathet, daß das Lorle gestorben ist,“ sagte Malva, „der alte Müller weiß es noch nicht und er war ihr bester Freund.“

## Dehntes Kapitel.

### Alte und neue Geise.

Singen die Lerchen nur in der deutschen Heimat so monnig? Duftet nur hier das Heu so würzig und ist die Luft voll kühlenden Thaues?

So fragte sich's in der Seele Reinhard's, als er zwischen den Gartenhecken und durch die Wiesen dahinschritt.

Die Tiefe eines Glends vollkommen kennen, ist auch Befreiung. Reinhard kannte nun ganz was er verwüstet und verloren; er wollte still tragen und seinem neuen Grundsatz treu bleiben.

Am Hügel blinkte eine Sense, Reinhard ahnte nicht, daß dort Malva war, die ihm so Schweres berichtet hatte und mit jedem Athemzuge an ihn und die Verstorbene gedachte.

Er schritt weiter, jeder Baum, jede Hecke sprach mit ihm, sie erzählten von vergangenen Tagen, sie schauten ihn an mit dem Blicke jenes Auges, das nun geschlossen war.

War es immer so, daß sich um diese Jahreszeit so die Sommerfaden ins Gesicht legen? Reinhard fuhr

sich oft mit der Hand über das Gesicht und wischte sie ab.

Das ist doch der rechte Weg nach der Höhlmühle, den sind wir damals mit einander gegangen, und ihr Vater und der Collaborator war dabei. Aber der Wald ist weiter zurückgewichen, da, wo er sich noch in die Thalsohle erstreckte, ist er in Wiese verwandelt und nur einzelne Tannen am Mühlbache zeigen, daß hier ehemals Wald gestanden.

„Ich bin so grau, ich bin so alt,  
Sah den Berg sechsmal als Wiese und sechsmal als Wald.“

Dieser Spruch eines alten Berggeistes tauchte in der Erinnerung Reinhard's auf.

Ein neues Wehr braust dort an der neuen Sägmühle, und ein Schienenstrang ist bis dahin gezogen.

Dort wo die schöne Horngruppe gestanden hatte, die Reinhard in verschiedenem Lichte und von verschiedenen Seiten aufgenommen und zum Hintergrund von manchen Bildern verwendet hatte, dort stand jetzt ein helles nach dem Muster des Bahnhofes gebautes Häuschen mit einem Gärtchen voll Gemüse und Blumen.

Eine stattliche junge Frau, die mit einem Kinde auf dem Arme am Zaune stand, grüßte und brach ihm eine volle Rose ab.

„Wer seid Ihr?“

„Eine Enkelin von des Lorle's Bärbel, des Martin's Tochter.“

„Ich danke Euch. Auf Wiedersehen.“

Auf einem Baumstumpf an einer Lichtung des

Waldes saß Reinhard und schaute in die Landschaft hinein; er sah die hellen Wiesen mit dem leuchtenden Grün und die tiefblauen Schatten der Schluchten und Waldeinschnitte. Das ist nicht das helle Licht Italiens mit seinem strahlenden Glanze, nicht die leichte wellenförmige Gebirgskette der Campagna, aber der Sommertag stufte die Uebergänge sanft ab, der Horizont war durchsichtig, die Ferne klar.

Wenn du noch malen würdest, du würdest den Landschaftscharakter der Heimath neu erfassen.

Weiter schritt er. Es stehen nur noch wenig alte Stämme, aber wie ist der Jungwald so frisch gediehen, ja die Natur ist stetig, aber wer weiß wie viel Kämpfe auch der Pflanze beschieden sind, und wie auch eine der andern ihr Wachsthum verkümmert, ihr Licht und Luft verschränkt, so daß sie verkommt.

Wie vor seinen eigenen Gedanken fliehend, beschleunigte Reinhard seine Schritte und schon von ferne rief er dem Alten, der mit einem kleinen Knaben im Schatten des Felsens vor der Mühle saß, laut entgegen:

„Grüß Gott, Höhlmüller!“

„Herr Reinhard! Herr Reinhard!“ rief es ihm entgegen, „hab' schon gehört, daß Ihr kommen seid. Ist brav, daß Ihr mich gleich aufsuchet. Aber allein? Wo ist die Frau? Wo ist das Vorle? Ist sie noch krank? Freilich jetzt, der Schreck! Aber sie wird schon wieder gesund werden, sie hat das zähe Leben von ihrem Vater.“

Reinhard konnte nur stumm die Hände des Alten fassen, der nun sagte:

„Ihr sehet noch ganz aus wie vor Zeiten. Ja, Ihr seid weit in der Welt herumgekommen, und ich bin da wie die Felswand, hier am selben Fleck zu finden. Da laufen Wagen, auf denen steht Paris, Wien, Berlin, Zürich — die ganze Welt rennt da auf der Eisenbahn an mir vorüber und ich halte still. Der Nußbaum, wo Ihr Euren Namen eingeschnitten habt, der ist nimmer da; die Eisenbahn hat ihn weggenommen, aber der schön geschnitzte Schrank und der Tisch in Eurem Haus, den hat das Lorle aus dem Stamm machen lassen.

Das ist mein Urenkelchen, das Lorle hat Gevatter bei ihm gestanden und er heißt wie Ihr, Woldemar. Woldemar! gieb dem Herrn die Hand, das ist dein Gevatter und Großonkel. So, jetzt geh, ich hab' mit dem Herrn zu reden. Setzt Euch zu mir.“

Der Knabe ging, und Reinhard saß bei dem Alten.

Nachdem der Alte von seinen Leiden erzählt und wie die Doctoren alle nichts verstehen, fragte er Reinhard, ob er glaube, daß der Kaiser über den Papst Meister werde.

Reinhard schaute verwundert drein, wie weit die politische und kirchliche Bewegung gedrungen, aber er war der Antwort überhoben, denn der Höhlmüller fragte und wartete keine Antwort ab; er erklärte vielmehr, daß er die Aufhebung aller Klöster noch zu erleben hoffe, und daß dann auch seines Bruders Tochter wieder käme, die statt zu heirathen, mit ihrem großen Besitztum ins Kloster gegangen sei.

„Ihr müßet Euch noch des verstorbenen Pfarrers



erinnern, der schon damals immer dran gewesen ist, ein Kloster zu errichten. Er hat's richtig fertig gebracht. Der Wald da droben, dort von der Buche an bis zu dem Tobel, der gehört jetzt dem Kloster in Weßhern drüben," sagte er mit geballter Faust hinweisend.

Er setzte hinzu, Lorle solle sich bald wieder gesund machen und Reinhard müsse schon zugeben, daß sie ihm wieder die Zeitung vorlese, sie lege Alles so gut aus.

„Es ist freilich spät, daß der Herr Reinhard wiederkommen ist," sagte er, „aber noch nicht zu spät. Daß er wieder zu seiner Frau kommen ist, ist brav und rechtschaffen, und daß er seine alten Tage bei uns bleibt, ist geschickt. Die Menschen sind gut. Wisset Ihr, worin sich das zeigt?"

„Was meint Ihr?"

„Wenn sie einen alten Mann nicht links liegen lassen. Es vergeht kein Tag, wo nicht eins zu mir kommt. Das ist's eben. Man muß mit denen alt sein, mit denen man jung gewesen ist."

Reinhard sah verwirrt drein, da der Mann fortwährend so sprach, als ob Lorle noch lebte. Es legte sich wie ein Schleier vor seine Augen und ringsum war Nacht.

## Elftes Kapitel.

### Die bitterste Leidensstation.

„Nicht wahr, unser Dorf hat sich arg verändert?“ nahm der Hohlmüller wieder auf. „Ja die Eisenbahn! Sie geht da unter unserm Wald durch. Und die Geistlichen! So stark sind sie noch nie gewesen. Ihr müßt Euch ja auch noch an des Jockels Caspar erinnern, der ist mit einer großen Wallfahrt, die der Pfarrer von Renzlingen anführt, nach Rom und Jerusalem, sie müssen bald wiederkommen.“

Reinhard erzählte, daß er die Wallfahrer in Rom getroffen und die Stimme des Jockelscaspar erkannt habe. Er war nahe daran, zu berichten, daß er da den Tod Lorle's erfahren, aber er hielt noch zeitig zurück.

„Es sind auch vornehme Frauen bei der Wallfahrt, eine Schwester von der Gräfin Felseneck, die das Lorle einmal besucht hat. Lasset Euch das von ihr erzählen. Mein Schwiegersohn — er ist Euer Schwager und ich darf frei zu Euch reden — der hält's auch halb und halb mit den Geistlichen und hat auch zu der Wallfahrt beigesteuert, er ist eben ein Wirth und arg vor-

theilhaft (auf seinen Vortheil bedacht). Seit ich gehört hab', daß Ihr kommen seid, muß ich immer an das Lied denken:

Willewillewitt mein Mann ist kommen,  
Willewillewitt hat abgestellt,  
Willewillewitt ein Sad voll Geld.

Herr Reinhard! Habt Ihr die Geschichte vom langen Lukas gehört?"

„Nein.“

„Sie ist fast so wie Eure. Also der lange Lukas, der Zimmermann und seine Frau, sie ist eine Schwestertochter vom Wendelin, haben auch nicht gut miteinander gehaust und zuletzt ist er gar noch eifersüchtig worden auf den Schlosser Wenzel. Und da ist der lang Lukas fort nach Amerika und hat die Frau allein zurück gelassen. Kinder haben sie auch nicht gehabt, und sieben Jahr ist der lang Lukas fort geblieben und hat nichts von sich hören lassen. Eines Morgens im Hochsommer, kurz vor Tag, klopft Jemand an bei der Frau, sie wacht auf und fragt: wer ist da? und da kriegt sie zur Antwort: Der Wenzel! Mach auf, lieber Schatz. Was, Schatz? sagt die Frau, ich bin eine rechtschaffene, verheirathete Frau. Geh' zum Teufel oder besser zu seiner Großmutter, die paßt für dich.“

Reinhard mußte wider Willen lachen und der Höhlmüller fuhr fort: „Ja, die lang Lukassin hat ein scharf Mundstück und das war eigentlich die Hauptursach von dem Unfrieden. Sie hat mir den ganzen Hergang nachmals erzählt, und er auch. Also wie die Frau das

gesagt hat, hört sie nichts davon, daß der Mann fortgeht, im Gegentheil, sie hört ein unterdrücktes Lachen. So ist's, denkt sie, halt! das ist nicht der Wenzel; das ist Er. Sie bleibt lang still, natürlich, es hat ihr doch den Hals zusammengezogen und endlich sagt sie: Warum scherst dich nicht fort, du Nichtsnug? Geh fort oder ich schrei zum Fenster hinaus Feuerjo!

Thu's nicht, sagt der draußen, sei nicht dumm, dein Mann hat auch eine andere.

Jetzt hat die Frau seine Stimme ganz deutlich erkannt und sie lobt ihren Mann — sie hat ihn immer gelobt, das muß ich sagen, — sie rühmt ihn und giebt ihm in Vielem recht, und da hat er sich zu erkennen gegeben. Das ganze Dorf hat sich verwundert, wie die Beiden am Tag mit einander gehen in neuer Liebe und Herzlichkeit, und sie sind mit einander in Friede und Einigkeit in das Amerika. Nicht wahr, das ist gerade wie Eure Geschichte? Aber Eure ist noch besser und schöner. Ihr bleibet da beisammen und wir haben noch Freude an Euch beisammen.“

Reinhard konnte nichts antworten. Der Alte fuhr fort ihm zu erklären, wie man in der Ferne und Getrenntheit einsehe, was man eigentlich an einander habe und wie viel Liebe im Herzen.

Reinhard hatte Thränen in den Augen und der Alte sagte: „Verzeihet mir, daß ich Euch das Herz betrübe. Wozu auch? Es ist ja jetzt Alles gut und Gottlob nicht zu spät. Darf ich Euch was rathen?“

„Gewiß.“

„Schenkset und verleihet in den ersten drei Monaten

keinen Kreuzer. Was Ihr nachher thun wollt, da hab' ich Euch nichts zu rathen."

Reinhard erzählte, daß er das alte Haus von seinem Schwager kaufen wolle.

"Es gehört ja dein, es gehört ja dem Lorle, sie hat ja den Antheil am Wald dafür hergegeben," entgegnete der Höhlmüller.

Reinhard schwieg, er konnte ja nicht sagen, daß das Lorle todt ist.

Der Alte fuhr fort: „Die Malva müßet Ihr behalten, bis sie heirathet; ich weiß nicht, ob der Waldhüter für sie paßt, aber die Malva ist gar brav und gewitzigt, unter dem rothen Haar steckt ein grundgescheiter Kopf, und ein Mäulchen hat sie, scharf wie ein Schermesser; aber gut ist sie auch, herzensgut. Wie hat sie deine Frau gepflegt, wie sie krank gewesen ist. Der Doctor hat gesagt, ohne die treue Pflege wäre sie gestorben. Der Malva müßet Ihr eine gute Aussteuer geben, sie hat's treulich verdient.“

Reinhard versprach's, und der Alte verstieg sich bald wieder in die große Politik, über welche Reinhard keine Auskunft geben konnte. Er empfand zum erstenmal, daß er die große Wandlung im Vaterlande nicht mit erlebt, und diese Empfindung erneuerte sich ihm, als der Höhlmüller ihn in seine Stube führte und ihm die Wandbilder zeigte, die Helden unserer Tage.

Broni kam und begrüßte den Vater; sie freute sich seines Wohlbefindens und erzählte, daß morgen am Sonntag des Värbelmartins Sohn, der Sänger, käme, der auch immer manche gute Stunde beim Höhlmüller

zubrachte. Sie ging mit Reinhard bald davon, und der Höhlmüller rief ihr noch nach: „Ja du, du lauffst immer so schnell davon. Herr Reinhard! Schicket mir das Lorle bald, die ist eine Ruhebringerin und ist geduldiger mit mir als meine eigene Tochter.“

Reinhard ging mit Broni heimwärts, sie sprachen lange nichts. Endlich sagte Reinhard: „Also sie war viel hier im Hause?“

„Natürlich! Die ersten sieben-Wochen war sie ganz da und ist nicht ins Dorf gegangen, und von da stammt die so nahe Freundschaft mit meinem Vater.“

„Was meinst du mit den ersten sieben Wochen?“

„Soll ich Alles erzählen? Es wird aber den Herrn Reinhard angreifen.“

„Erzähle mir nur Alles, ich will ihr nachwandern die Leidensstationen.“

„Leidensstationen! Dasselbe Wort hat sie gesagt. Bittere Leidensstation! Also es war so. Wie sie damals fort ist von der Hauptstadt, heim, ist sie nicht heim, sie hat da drunten im Thal gewartet bis Nacht ist, und ist hieher auf die Höhlmühle zu meinem Vater. Erst am zweiten Abend hat sie es uns sagen lassen, daß sie da sei. Wie ich zu ihr in die Stub' gekommen bin und wie sie mir um den Hals gefallen ist, das kann ich nicht erzählen. O, wie werde ich gestraft, hat sie gesagt, ich bin so stolz gewesen, so stolz auf ihn und jetzt muß ich mir vom Ärmsten Mitleid schenken lassen. Es kann doch nicht sein; er kann mich nicht allein lassen, er hat mich doch so lieb gehabt . . . Sie ist sieben Wochen lang nicht über die Schwelle ge-

kommen, und mein Vater hat sie so lieb bekommen, daß er mehr an ihr gehangen hat, als an einem von uns Kindern. Drum haben wir ihm auch ihren Tod verhehlt, und jetzt ist's doch böß, der Schlag kann ihn treffen, wenn er's unversehens erfährt. Sie hat ihm in den letzten Jahren täglich die Zeitung vorgelesen, die freisinnige, und über Alles was in der Welt vorgeht, mit ihm gesprochen, und wie sie damals endlich mit mir heim ist, war's in später Nacht, ich hab' sie an der Hand geführt, und sie hat gesagt: ich mein', ich hab' Ketten an den Füßen, wie die Sträflinge. Da, wo jetzt die neue Sägmühle ist, da ist sie zusammen gesunken. Es hat mich arg angegriffen, besonders in dem Stand, in dem ich damals gewesen bin, aber davon ist das Unglück doch nicht. Es hat mich drei Tage vorher ein Anderes ärger mitgenommen. Da hab' ich's gespürt. Aber was rede ich jetzt von mir? Da an dem Erlenbaum hat das Vorle gelegen und hat an allen Gliedern gezuckt, und wie ich sie aufrichte, sagt sie: Ich breche unter meinem Kreuz zusammen, aber ich will's jetzt schon geduldig tragen. Und sie hat Wort gehalten."

Broni hielt inne, und die Weiden gingen geraume Zeit wortlos dahin.

„Hat sie nie geglaubt,“ fragte Reinhard, „daß ich wieder komme und sie hole?“

„Ich weiß nicht, gesagt hat sie's nie deutlich, aber wer weiß, was ein Frauenherz denkt. Sie hat nicht gern von sich gesprochen. Nur Einmal hat sie gesagt: Ich bin zu grob für die Stadt und zu fein fürs Dorf.“

Sie ist ein Engel gewesen, mein Friedensengel; ja, ich hab' mit meinem Mann auch mein Theil auszustehen gehabt. Ich hab's nicht gewußt und vielleicht der Herr Reinhard auch nicht, wie gescheit sie gewesen ist, grundgescheit, sie hat so ruhige Gedanken gehabt. Hundertmal hat sie gesagt, man muß den Menschen nicht den Gefallen thun, unglücklich zu sein; sie sind schnell bei der Hand mit dem Mitleid, aber in der andern Faust haben sie Schadenfreude. Es ist fast so, wie wenn man den Leuten klagt: ich bin bestohlen worden. Ei, ei! sagen dann die Leute: was denn Alles? Das ist zu hart! Daneben aber denken sie: du Tralle, geschieht dir recht, warum hast's nicht besser verwahrt, da bin ich vorsichtiger. Sie greifen in die Tasche und freuen sich, ihre Schlüssel bei sich zu haben. Lern' von mir, hat sie einmal gesagt, der Reinhard und ich wir haben gemeint, mit dem Liebhaben allein bringt man Alles fertig und keins hat vom Andern ertragen wollen, da soll Alles lauter Lob und Liebe sein. Er hat Recht gehabt und ich auch; aber die Geduld, das ist erst die rechte Liebe."

Reinhard athmete tief auf.

"Ist's denn wahr, daß das ganze Dorf so gegen mich ist?" fragte er.

"Du solltest doch jetzt die Welt kennen," entgegnete Broni. „Verzeih', daß ich Du zu dir sage."

"Bleib' dabei, es gehört dir mehr als deinem Mann. Also sag' mir nur gradaus, wie wars?"

"Anfangs war Alles gegen dich und hätte dich gern todtgeschlagen. Jedes hat einen Schimpf drin gesehen,



den du Jedem angethan, daß das Lorle wieder heim gemußt hat. Nachher haben die Männer alle auf Seite vom Lorle und die Weiber auf deiner Seite gestanden. Du weißt ja, wie es ist. Sie ist zu hoffärtig und eigenwillig gewesen, haben die Weiber gesagt. O lieber Gott, eigenwillig! Da war sie ja zu wenig, sie hat gar keinen Willen gehabt, sie ist von dir fort, weil sie das für einen Befehl von dir gehalten hat.“

„Für einen Befehl von mir?“

„Du mußt so was gesagt haben. Aber jetzt genug vom Vergangenen. Ich sehe dir's an und dein Kommen zeigts ja, du hühest hart.“

„Ich danke dir, nun weiß ich Alles, nun kann ich nichts mehr erfahren.“

„Halt. Ich hab' dir aber doch noch was zu sagen,“ rief Broni. „Ja, das ist's. Ich bin dir eigentlich nur nachgegangen, weil ich dir etwas sagen will, wenn mein Mann nicht dabei ist. Kauf das alte Haus nicht, und überhaupt, bleib' bei uns im Haus, ich will für dich sorgen wie eine Schwester.“

„Ich möchte aber das Haus besitzen.“

„Dann gibst du nur die Hälfte von dem, was er verlangt hat, es ist damit bezahlt. Auch gegen den Wendelin laß dich nicht aufstiften, und wenn du was Gutes thun willst, so versorge die Malva, sie verdient's. Der einfältige Wendelin glaubt, es sei ein Testament unterschlagen, das Lorle gemacht habe; sie hat aber keins gemacht. Die Malva aber war brav am Lorle und hat sie gepflegt und gehoben und getragen in ihrer Krankheit, kein Kind kann's besser.“

Herr Gott! Da läuten sie schon den Sonntag ein, und wir haben morgen Gäste," schloß Broni und eilte nach Hause.

Reinhard saß im Walde, in dem das Glockengeläute wiedertönte. Aus allem Schmerze heraus empfand er doch ein Heimatsgefühl, da der Höhlmüller und Broni so getreu zu ihm hielten. Hier am Orte war er des Dorle's Reinhard und das Wort des Höhlmüllers erneuerte sich: Man muß mit denen alt sein, mit denen man jung war.

---

## zwölftes Kapitel.

### Der leidhaftige Sonntag.

Der volle Morgenthau lag noch auf Wiese und Wald, von der Kapelle auf dem Berge läutete das helle Glöckchen, als Reinhard still und gedankenvoll dahin wanderte. Ueber alles Schwere hinüber haftete die Erinnerung, daß der Höhlmüller und Broni so gut von Malva gesprochen und deren Versorgung ihm ans Herz gelegt. Meinte er nur, das früher gedacht zu haben, oder fiel's ihm erst ein, da er jetzt die helle Gestalt vom Kapellenberge herabkommen sah? Es war Malva. Sie stuzte, da sie ihn sah, hielt an und schritt dann rasch bergab. Reinhard sah die Gestalt in ihren frischen Formen und in ihren festen Bewegungen, sie hatte die alte Volkstracht nicht mehr, vielmehr ein eng anliegendes, einfaches blaues Kattunkleid, nur der Hut, den sie am Arme trug, war noch der aus der alten Zeit, und die mächtigen rothen Zöpfe, die am Werktag den Rücken hinab hingen, waren zum Sonntag aufgesteckt und umkränzten die weiße Stirn.

Reinhard griff an die Brusttasche, als wollte er

sein Skizzenbuch herausnehmen, aber er verwarf nicht nur die alte Künstlerneigung, sondern vielleicht noch etwas Anderes.

Malva kam näher und rief: „Guten Morgen Herr Reinhard. Das ist ein echter Sonntag.“

„Und du siehst aus wie der leibhaftige Sonntag,“ erwiderte er, „und jetzt eben wird mir's deutlich, dich versteh' ich jedes Wort, sonst bin ich nicht mehr an die hiesige Sprache gewöhnt. Ich verstehe meinen Schwager und den Bärbelmartin nur halb und den Höhlmüller noch viel weniger.“

Er sagte das, während sich sein Blick mit künstlerischem Wohlgefallen in diese Erscheinung versenkte; dieses reine Ebenmaß der Glieder, die bläulichen Schatten um Schläfe und Hals, diese schön geschwungenen, dichten dunkelrothen Brauen über den hellbraunen Augen. „Du siehst aus wie der leibhaftige Sonntag,“ wiederholte er.

„Der Sonntag, dem ich gleichen soll, der ist aber roth angestrichen,“ entgegnete Malva und lachte hell auf.

„Wenn ich noch malen würde, dich würde ich abmalen,“ sagte er, indem er dachte, wie diese Gestalt sich in braunem Sammt oder rother Seide ausnehmen würde.

„Wegen meiner rothen Haare?“

„Just deswegen.“

Malva lachte; eine muthige, ja übermüthige Seele lachte ihr aus den Augen und sie rief:

„Jetzt ist's gut. Ich hab' immer denken müssen,

wenn nur der Herr Reinhard sich das Herz nicht zu schwer macht. Jetzt ist's aber gut. Ihr sehet so heiter aus und ich — das Lorle hat mir oft gesagt: du stammst aus der lustigen Armuthel. Das Kleid, was ich da anhab', ist noch das letzte, was sie mir geschenkt hat und sie hat's selber genäht."

"Hast du auch die silberne Kapsel, die da an deinem Hals hängt, von ihr?"

"Nein, die ist von meinem Schatz."

"So? Du hast einen Schatz?"

"Ja, aber schon wieder keinen mehr."

"Wer war es denn?"

"Ein Kamerad von meinem Bruder, der hier Waldhüter geworden ist."

"Ist noch Jemand in der Kapsel?"

"Freilich."

"Und da drin im Herzen auch?"

"Natürlich."

"Wie heißt er?"

"Joseph."

"Wo ist er?"

"Beim Lorle." Sie that das Halsband ab, öffnete die Kapsel und zeigte eine kleine Photographie. "Das ist mein Bruder, der bei Champigny vor Paris gefallen ist. Sein Name steht mit goldenen Buchstaben auf der Tafel an der Kirch'. Nicht wahr, ein schöner Mensch? Und er ist noch braver gewesen als schön. Es war mein einziger rechter Bruder; einen Stiefbruder habe ich noch."

Reinhard gab die Kapsel mit dem Bilde zurück;

er fühlte wiederum, wie bis in die weitesten Kreise hinein der Kampf ums Vaterland gegriffen hatte, derweil er in der Fremde war.

„Darf ich mit dir gehen?“

„Warum nicht? Es wird mir eine große Ehre sein.“

„Woher kommst du schon so früh?“

„Aus der Frühmesse. Ich muß zur Kirche nachher daheim bleiben, der Vater geht und die Stiefmutter ist bettlägerig. Der Doctor sagt, sie steht nimmer auf, und sie ist gar wunderbar. Aber ich will Euch den schönen Sonntag Morgen nicht mit meinen Geschichten verderben. Darf ich den Herr Reinhard an etwas mahnen?“

„Gewiß.“

„So besuchet jetzt meinen Vater, er sitzt im Garten bei den Bienen, es kränkt ihn, Ihr seid gestern zum Hohlmüller hinaus, ich hab' Euch auch gesehen von da drüben, wo ich Klee geholt habe. Mein Vater meint sonst, Euer Schwager, der Stephan, hab' Euch gegen ihn aufgestiftet, und der Vater ist am Sonntag immer besonders verdrießlich; er hat sich's verschworen, dem Stephan je ins Haus zu gehen, und das ist doch das einzige rechte Wirthshaus, und da weiß er nicht, wo er sich hinthun soll. Gehet voraus, ich will da beim Bäcker Weißbrod mitnehmen.“

Sie ging behend davon. Reinhard schaute ihr noch nach und ging zu Wendelin. Er erinnerte ihn an die Zeit, wo er ihn als Hirtenknaben abgemalt hatte.

„Jetzt ist nichts mehr an mir abzumalen als ein Häuflein Elend,“ klagte Wendelin. „Mein bestes Kind hat mir der Franzos todtgeschossen.“

„Ist denn die Malva nicht auch brav?“

„Wohl! wohl! aber sie ist eben doch nur ein Mädele. Ja, wenn die ein Bub wäre, die könnte der Welt was aufzurathen geben; sie ist schneidig und scharf wie der Tag. Ein lindes Herz hat sie, das haben meine Kinder alle, sie haben's nicht gestohlen.“

„In drei Monaten will ich Euch was sagen,“ erwiderte Reinhard; er dachte daran, daß er dem Gebote des Hohl müllers gemäß, erst später Wendelin mit einer Summe aufhelfen wolle.

„In drei Monaten!“ wiederholte Wendelin und that die Pfeife aus dem Munde. „In drei Monaten kann man sich viel besinnen.“ Es blitzte etwas auf in seinen verfallenen Zügen. Als Reinhard eben weggehen wollte, kam ein kräftiger junger Mann in der Uniform des Bahnwärters; er war unverkennbar der Bruder Wendelins.

„Mich kennt der Herr Reinhard natürlich nicht mehr,“ sagte der Mann, „und er hat mich doch viel angesehen. Ja, ich bin das Kind gewesen, das Euer Vorle damals auf dem Schooß gehabt hat. Es hat mir Gottlob nichts geschadet, ich hab' ja nicht gewußt, was man mit mir thut. Sie heißen mich im Dorf das Christkindle. Der Pfarrer hat's verboten, sie sagen's aber doch,“ schloß der starke Mann lachend.

Reinhard ließ sich berichten: der Mann war Bahnwärter und wohnte in jenem Häuschen am Wege zum

Höhlmüller; jezt am Sonntag konnte er zwischen dem Güterzug thalauf und dem Personenzug thalab in die Kirche gehen und den älteren Bruder abholen. Der Mann hatte bereits zwei Kinder, seine Frau war eine Tochter Martins, eine Enkelin der Bärbel.

Reinhard ging bald davon, er wollte nach dem Walde, dort, wo der Collaborator damals am Sonntag bei seinem sogenannten Waldheiligthum geruht hatte.

---



## Dreizehntes Kapitel.

### Einsam und gemeinsam.

Im Dorfe, wo dich jeder kennt, kannst du nicht still in Gedanken dahin wandeln.

Auf den Bänken vor den Häusern, auf dem Bauholz beim neuen Spritzenhaus saßen die Männer, sie zeigten sich in sonntäglich frischgewaschenen Hemdärmeln und rauchten und plauderten. Reinhard vermuthete nicht mit Unrecht, daß er Gegenstand ihres Gespräches war. Man hatte in der Woche, zumal in der Heuet, nicht Zeit, über ihn zu denken, oder gar sich gemeinsam auszusprechen; jetzt am Sonntag war's um so willkommener, über seine Rückkehr zu reden, und da und dort, wo er grüßend vorüber ging, verstummte plötzlich das laute Gespräch. Manche standen auf und zogen die Mützen ab, Andere blieben sitzen, und im Weitergehen vernahm Reinhard hinter sich drein helles Lachen. Was hatten sie über ihn zu lachen? Wer weiß.

Das erste Zeichen zum Kirchengang läutete, Reinhard ging dem Menschenstrom entgegen. Da waren junge Männer, die eine Kriegsbdenkmünze trugen, sie hatten eine selbstbewusste Haltung, und Reinhard empfand

wiederholt, wie anders jedes Dorf geworden; ein Regenstrom von Ehre war über alle deutschen Lande ausgegossen, und was im entlegensten Thale lebt, ist erquickt im Selbstgefühl. Das muß auch weiter wirken, denn wer dessen theilhaftig geworden, muß sich über Rohheit und Niedrigkeit erhoben halten.

Reinhard grüßte die jungen Männer zuvorkommend, er wollte ihnen kundgeben, daß er ihre Theilnahme an dem Großen erkenne; sie antworteten lässig.

Um so redseliger waren die Frauen, die des Weges kamen, sie umringten ihn, und jede wollte erkannt sein.

„Ich bin des Schmalzjockels Rätbtrein.“

„Mein Mann ist der Küßer Märte.“

„Ich bin die Bach-Marie.“

„Ich die Schaderlies!“

„Ich bin die Theres’, die beim Wabelswirth gedient hat.“

„Und ich bin des Rechenmachers Gundel, sie heißen mich das Tänzerle.“

So geht es hin und her. Alte, verschrumpfte, zahnlöse Frauen geben sich als Altersgenossinnen Lorle’s und als ihre Schulkameradinnen zu erkennen und jede hat was besonders Gutes zu erzählen aus ihrer Kindheit, wie aus ihrem spätern Leben, und Alle jammern, daß sie vor seiner Heimkehr habe sterben müssen.

Das Tänzerle mit seinen Eibecksenäuglein fand zuerst wieder eine freundliche Wendung, indem es auf dem Kirchgang die gottlose Rede vorbrachte, Reinhard solle sich jetzt nicht das Herz abkränken; man lebe nur Einmal.

Reinhard sprach leutselig mit Jeber, denn in ihm regte sich der Gedanke: Was ist der Unterschied zwischen diesen Frauen und hochfrisirten Salondamen? Vielleicht nur das, daß diese hier eingestehen, daß sie alt sind und alt aussehen.

„Der Herr Reinhard geht gewiß nicht in die Kirche, weil das Bild nicht mehr da ist,“ hieß es zuletzt, und er ließ es dabei. Er machte sich los und ging nach dem Bergwalde.

Im Weitergehen sagten die Frauen zu einander: „Ich mein', er ist noch größer geworden . . . Und er geht so schön kerzengrad . . . Und wie fein kommt er daher . . . Das sind einmal schöne Kleider . . . Und seine Schönheit macht die Kleider schöner, als sie sind . . . Der kann wieder heirathen . . . Du bist ja Wittfrau, probir's . . . Schämt Euch!“

Die verschiedenen Glocken läuteten zusammen, nicht minder aber das Gerede der Frauen bis an die Kirchenthür.

Wie ist das Dorf so anders geworden! mußte Reinhard bei jedem Schritte denken. Er kam am Hause des Sängers vorüber, die frischgeharften Wege im Garten glänzten von zermürbtem Schwerspath; die Thüre war bekränzt. Ein gut gehaltener Weg führte nach dem Waldheiligthum, das der Collaborator damals zuerst entdeckt zu haben glaubte. Ein Steg aus hellen Birkenstämmchen war über den Bach gebaut und die Tafel daran sagte, daß Ulrich Berger ihn hergerichtet habe.

Die kleine Tanne, die damals auf dem Felsen gestanden hatte, war zum hohen Baume erwachsen,

aber wie vor Zeiten rauschten die Wellen über die Felsentrümmer und sammelten sich in dem Becken.

Reinhard streckte sich am Berghange auf dem Moose aus; seit Jahrzehnten zum erstenmal empfand er wieder was es heißt, im deutschen Tannenwald ruhen. Nur noch wenig Vögel sangen, der Fink war bereits verstummt, aber Schwarzamsel und Goldammer pfliffen noch lustig und der Specht hämmerte an den Stämmen.

Das Wasser da drunten rauscht, ob wir leben oder sterben, es ist dieselbe Fluth und immer neu die Welle, und das wird fließen und quellen, wenn du drunten im Grabe ruhst. Sterben! Eine grausame, unsichtbare Macht hat den Menschen allein gelehrt, daß er sterben muß. Sieh, dort schwebt ein frühverwelktes Buchenblatt im leisen Winde, es weiß nicht, wohin es fällt. Das ist das Menschenleben, das ist dein Leben . . .

Reinhard sprang auf: „Der Ort ist verhext mit den Gedanken des Collaborators!“

Lange wanderte er umher, Mittag war vorüber, als er ins Dorf zurückkehrte. Im Wirthshause waren viele sonntägliche Stadtgäste; Reinhard beschloß, baldmöglichst das Wirthshaus zu verlassen.

„Komm mit auf den Bahnhof,“ sagte der in sein Zimmer eintretende Schwager. „Bleib! nicht so allein. Komm mit. Der Sänger Ulrich kommt mit dem nächsten Zug. Das ganze Dorf ist drunten.“

Sie kamen gerade als der Zug anhielt. Im Vaterstolze stand der Bärbel-Martin stramm und grüßte soldatisch. Ein schöner, junger Mann, hochgewachsen

und bartlosen Antlitzes stieg aus, ihm nach eine Frau und zwei Kinder.

„Grüß Gott, Ulrich!“ rief Alles, und drängte sich herzu, und Jeder war glücklich, der ihm und den Seinen etwas vom Gepäcke tragen konnte.

„Da bin ich wieder!“ sagte Ulrich, seinem Vater die Hand reichend, und so hin und her den Altersgenossen allen, jeden beim Namen nennend. Eine hochschwängere Frau umarmte den Sänger, und dieser sagte lachend und seine schönen Zähne zeigend:

„Schwester! Wenn's ein Sohn ist, dann stehe ich mit meiner Frau zu Gevatter.“

Die stattliche Frau erröthete bis in die Stirnhaare hinein.

Der Vater mußte Ulrich etwas gesagt haben, denn dieser ging nun geradestwegs auf Reinhard zu, zog den Hut ab, ihn ehrerbietig in der Hand haltend, und stellte sich als Enkel der Bärbel vor:

„Wissen die hohen Herrschaften bereits, daß Sie hier sind? Der Hof ist bereits nach der Sommerresidenz übergesiedelt. Die Fürstlichkeiten werden sich freuen, den hochberühmten Herrn Professor zu empfangen.“

Reinhard hat den Sänger, den Hut aufzusetzen und ließ sich der Frau vorstellen, die sich sehr ceremonieell verbeugte.

„Singen Sie noch?“ fragte Ulrich.

„Nicht mehr.“

„Man hat mir viel erzählt, wie Sie vor Zeiten neue Lieder brachten und zur Zither sangen. Das Lied von der Sennlerin hab' ich auch gelernt.“

Blötzlich erschrak Reinhard. Fabian, der Blödsinnige, stand vor ihm und drängte sich zu Ulrich. Dieser reichte dem Armen die Hand; und zum Zeichen, daß er wisse, wer Ulrich sei, suchte der Blödsinnige zu singen, aber es klang, wie wenn ein heiserer Hahn kräht.

Der Schwager bemerkte die Betroffenheit Reinhard's und schickte Fabian mit einem Knechte heim. Der Blödsinnige wollte nicht gehen, er stemmte sich, offenbar mit nicht geringer Kraft, er mußte gewaltsam geschoben werden, er schaute grimmig gegen Reinhard zurück; man hatte ihm offenbar eingeschärft, daß er sich von Reinhard fern halten müsse. Madlon die Lothringerin, die vielleicht gehofft hatte, auf dem Bahnhof besonders beachtet zu werden und mit Modehut und Sonnenschirm erschienen war, ging verdrossen hinter dem Blödsinnigen drein.

Abseits, Arm in Arm mit einer ganzen Reihe Mädchen, stand Malva. Ulrich rief sie an und sagte: „Malva, singst du noch fleißig und lernst die Noten?“

Bevor sie antworten konnte, sagte er, zu Reinhard gewendet: „sie hat eine mächtige Altstimme, sie könnte Künstlerin werden, wenn sie wollte.“

Die Freundinnen ließen lachend Malva los und rannten davon, und Malva wußte auch nichts andres zu thun als ihnen nachzueilen.

Der Sänger wendete sich wieder zu Reinhard und sagte:

„Ich verdanke mein Lebensglück Ihrer . . .“ der

redefeste junge Mann stockte und setzte endlich hinzu:  
 „Alles verdanke ich Ihrer Familie.“

„Es freut mich, daß meine Frau Schönes bewirken und Dank ernten konnte.“

„Ich habe ihr oft vorgesungen. Sie liebte die italienischen Lieder; sie sagte, solche hört jetzt auch der Herr Reinhard.“

Im Aerger, daß er eigentlich Unpassendes vorbrachte, rettete er sich mit dem Ausspruch des neuen Gedankens, daß Kunst und Natur zwei große Dinge im Leben seien.

„Erzeigen Sie uns die Ehre Ihres Besuches,“ bat er schließlich, „es ist schön, daß Sie nun wieder im Dorf bleiben wollen.“

Reinhard sah gedankenvoll dem Sänger nach, der mit seiner Familie, von ehemaligen Kameraden geleitet, den Berg hinan zu seiner schönen Behausung ging.

„Du solltest doch auch den Pfarrer besuchen,“ sagte der Schwager, „es schickt sich. Wenn du ihn nicht treffen willst, geh' jetzt, nach der Mittagskirch' geht er allemal nach Weiler.“

Reinhard entgegnete, daß er es müde sei, so umher zu wandern und sich von Jeglichem wegen Vorle verzeihen oder auch nicht verzeihen zu lassen. Dennoch ging er bald nach dem Pfarrhause. Hatte der Schwager sich geirrt oder ihn getäuscht? Der Pfarrer saß im Gartenhaus und las im Brevier. Den Finger zwischen dem Buch haltend, fragte er Reinhard nach den Umständen in Rom, war aber nicht erbaut davon, daß Reinhard von kirchlichen Dingen gar nichts wußte; er

hoffte mehr zu erfahren, wenn in den nächsten Tagen Caspar, der Wallfahrer, zurück kam.

Reinhard fragte den Pfarrer, wie das Madonnenbild vordem wieder ins Dorf gekommen sei. Der Pfarrer erwiderte, daß sich das unter seinem Vorgänger ereignet hatte: Der Engländer, der in Erfahrung brachte, daß das Bild in die Kirche bestimmt gewesen, habe in Gewissenhaftigkeit seines wiedergewonnenen Glaubens, das Bild geschickt mit dem Auftrage, es dem Künstler zur Verfügung für die Kirche zu übergeben. Die Schwester der Gräfin Felsened, eine wahrhaft gläubige Dame, die jetzt auf der Wallfahrt nach Jerusalem sei, habe im Auftrage des Fürsten das jetzt in der Kirche befindliche Bild gestiftet, und die Madonna, zu welcher „die verstorbene Frau Gemahlin“ Modell gegeben, sei nunmehr in der Gemälde-Galerie der Hauptstadt.

Auf dem Heimwege traf Reinhard den Wendelin, er wollte ihn mit ins Wirthshaus nehmen, aber Wendelin lehnte ab.

„Nicht wahr, Ihr seid Zimmermann?“ fragte Reinhard.

„Freilich. Ich hab' dem Ulrich sein Haus gerichtet. Gelt, das darf sich sehen lassen? Wollet Ihr auch bauen?“

„Nein.“

Er erklärte, daß er die alte Linde kaufen wolle, und Wendelin solle den Bau untersuchen und abschätzen. Sofort wurden die Schlüssel geholt und Alles vom Keller bis zum Speicher untersucht. Am Abend noch



schloß Reinhard den Kauf ab, und Wendelin mußte mit beim üblichen Trunke, dem sogenannten Weinlauf, sitzen und sich mit dem Schwager aussöhnen. Er konnte es freilich nicht lassen, seinen alten Obstgarten zu betrachten und von Stephan eine Nachzahlung zu wünschen, aber er ließ sich doch beruhigen.

„Du machst Alles wieder friedlich und gemeinsam,“ sagte Broni zu Reinhard.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Der neue Bürger.

Tag um Tag, Woche um Woche verging, der einzige Mensch, nach dem Reinhard ein Verlangen trug, ließ nichts von sich hören. Reinhard wollte sich auch gegen den Collaborator eine Gleichgiltigkeit einreden, ja er fragte sich, ob dies Freundschaftsverhältniß nicht auch eine Illusion war; aber gerade in dem Bestreben, zu dieser Stimmung zu gelangen, wurde ihm der Collaborator immer wichtiger, und er kam zu dem Gefühl, daß er nicht leben könne ohne Ausgleich mit dem Freunde, der von allen noch Lebenden das meiste Recht hatte, ihm Vorwürfe zu machen und ihm zu zürnen über seine Vergangenheit. Vergebens kämpfte Reinhard gegen diese Abhängigkeit und er war ärgerlich auf sich, da er erkannte, daß sein Selbstgefühl nicht ausreichte.

Unruhig wanderte er hin und her und am Sonntag beneidete er die Bauern, die mit den Händen auf dem Rücken da und dort draußen im Felde standen und das wogende reife Getreide betrachteten, das nun andern Tages unter der Sichel fallen sollte.

Wo ist Deine Ernte? Er schien ganz zu vergessen, daß er einstmals und oft auch mit ähnlicher Empfindung vor vollendeten Arbeiten gestanden.

Man kann, so lange die Seele arbeitet, sich nicht an längst Vollbrachtem genügen, und doch hielt Reinhard an seinem Vorsatze fest, seinem Kunstberufe auf immer zu entsagen. Nur das Haus, das er erworben, sollte ein volles Musterwerk der heimischen ländlichen Baukunst sein. Er hatte Zeichnungen zu dessen Ausbau entworfen, er kaufte alte gebräunte Stämme aus einem verfallenen Holzbau und Wendelin war ihm mit Geschick und Verständniß immer zur Hand.

Beim Abnehmen einiger alten Bretter an der Stirnseite des Hauses gewahrte man, daß hier ehemals ein Gemälde gewesen, wohl ein Heiligenbild, aber es war nichts mehr zu erkennen als einige Farbenklette.

Reinhard trug sich mit dem Plane, noch ein einzigmal seine Kunst aufzunehmen und sein eigen Haus mit einem Bilde zu schmücken. Verschiedene Entwürfe schwebten vor seiner Phantasie, und einer haftete am längsten; er wollte Lorle malen, in ganzer Gestalt in ihrer Landestracht, und sie streckte zum Willkomm beide Hände grüßend aus zu den Daherkommenden.

Was wird der Freund dazu sagen? Schwirrte ihm durch den Gedanken und er ließ den Plan einstweilen dahingestellt.

Der Schwager und der Sänger, ja auch der alte Hohlmüller, den Reinhard oft besuchte — so schmerzlich es ihm auch war, von dem lebenden Lorle reden zu müssen — sie Alle fanden, daß Reinhard immer trau-

riger und trauriger drein sah, und sie glaubten, er habe sich doch zu viel zugemuthet, wieder im Dorfe und an den Stätten seiner Jugendfreuden zu leben.

Nur Malva sah ihn nicht traurig, denn sein Gesicht erheiterte sich, wenn er ihr begegnete. Sie war ihm voll Dankes, da er dem Vater so guten Verdienst gab und ihn mit dem Baumwirth wieder versöhnt hatte. Sie durfte jetzt auch Broni wieder besuchen, aber sie hatte nicht Zeit dazu, denn neben der Arbeit im eigenen Hause hatte sie sich eine freiwillige gemacht. Die Zimmer, worin Vorle gewohnt hatte, sollten möglichst im alten Stande verbleiben; und als Reinhard eines Tages in das Haus kam, traf er Malva auf der Treppe knieend, sie hatte das ganze Haus frisch aufgeschauert.

„Das könnte ein Anderes thun,“ sagte Reinhard.

„Nein, das ist für mich,“ entgegnete Malva mit wunderbarem Blick vom Boden aufschauend. „Ich hab' mit meiner Kameradin, mit des Martins Annelise, in Einer Nacht die ganze Kirche aufgewaschen, den Boden und alle Stühle, und mir ist das Haus da auch heilig, ich wasch' es so gern auf wie die Kirche. Und so bald ich kann, richte ich den Garten her, er ist arg verwildert.“

Während sie noch so sprachen, kam ein Kind und rief: „Malva, sollst schnell heimkommen. Dein' Mutter liegt im Sterben.“

Sie eilte davon. Reinhard blieb im Hause und sah hinaus nach dem Rußbaum, in dem ein Häherpaar hin und her huschte.

Horch! Jetzt läutet die Todtenglocke! Solch ein Schreck und noch viel mehr ging durchs Dorf, als Lorle im Sterben lag . . . .

Es war Nacht, als Reinhard das Haus verließ, er ging nach dem Hause Wendelins. Malva saß mit dem Vater vor demselben auf der Bank. Er setzte sich still zu ihnen und Malva sagte:

„Ja, wenn eines todt ist, da bereut man's, daß man doch nicht mehr Geduld mit ihm gehabt hat. Du lieber Gott! wer gesund ist, der sollte die Kritlichkeiten eines Kranken still aushalten. So da liegen und auf ein gut Wort, eine gute Handreichung warten und dann Verdrossenheit sehen. Sie hat so schweres Blut gehabt. Wenn die Sonne geschienen oder wenn's geregnet hat, wenn man gelacht hat oder wenn man traurig gewesen ist, aus Allem hat sie Unglück prophezeit, sie hat eben schwarzes Blut gehabt. Ich habe an ihr gelernt, daß ich nicht allein eigentwillig bin, Andere sind's auch, und haben eben so viel Recht dazu, und da muß man sich eben mit einander abfinden. Mich tröstet nur, daß sie mir in der letzten Stunde die Hand gegeben, und mir gedankt hat.“

„Dir wird's gut gehen, du hast Gutes an ihr gethan,“ tröstete der Vater.

Reinhard war still, er sah auf den Herzensgrund eines redlichen Gemüthes, das sich in der Hingebung nicht genug thun konnte.

Reinhard ging mit zum Begräbniß von Wendelins Frau. Er wollte sich damit auch als Angehöriger des

Dorfeß erweisen, und hatte nicht das ganze Dorf Lorle das Geleit gegeben?

Als das Grabgefolge den Kirchhof verlassen hatte, stand Reinhard am Grabe Lorle's.

Wohlthätig und befreiend ist die Macht der Phantasie, sie bringt die Ferne nahe, macht Vergangenheit zur Gegenwart; jetzt aber überwältigte sie Reinhard und ließ ihn in Tod und Verwesung der Geliebten schauen.

Er sank neben dem Hügel auf die Stelle nieder, die ihm zur Ruhe bestimmt war: „Lorle, lieb Lorle, nimm mich zu dir, erlöse mich . . .“ rief es in ihm. Da richtete er plötzlich den Kopf in die Höhe, er hörte Stimmen draussen vor dem Kirchhof.

„Wir wollen nichts von ihm!“

„Er soll fort.“

„Den Todtschlag verdient er.“

„Aber wir thun ihm nichts,“ so rief es durch einander. Eine beschwichtigende Stimme redete drein, es war die Stimme Stephans.

Reinhard erbebte. Werden sie nun kommen und ihn wegreißen vom Grabe? Wird es hier an dieser Stätte zu wüstem Lärm kommen?

Er erhob sich rasch, sein Muth erwachte, er will den Leuten zeigen, was er doch noch ist.

Noch einmal wendete er den Blick zurück, wo ihr Grab und einst das seine, dann schritt er hoch aufgerichtet durch das Thor des Kirchhofes. Da standen in der That die Männer aus dem Dorfe, unter ihnen Stephan, und der Schultheiß kam auf Reinhard zu

und hieß ihn im Namen des Gemeinderaths willkommen als neuen Bürger mit dem Hinzufügen, daß man stolz auf ihn sei.

Die Leute ahnten nicht, warum Reinhard so todtensbleich aussah und kein Wort des Dankes hervor bringen konnte, sondern still dem Schultheiß die Hand reichend davon ging.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

### Der Waisentnabe.

Tag für Tag erwartete Reinhard Nachricht vom Collaborator, aber vergebens. Die tiefste Jugenderinnerung tauchte in Reinhard auf.

Nicht weit von dem Residenzschlosse steht ein großes, in sich abgeschlossenes Gebäude von alterthümlicher aber schmudloser Bauart, das jedem Vorübergehenden sich als eine Wohlthätigkeitsanstalt zu erkennen giebt; es ist das große Waisenhaus. Es war ein menschenfreundlicher Gedanke des Stifters, das Waisenhaus in der Nähe des Schlosses errichten zu lassen; der Fürst wollte seiner Pflichten eingedenk sein und er besuchte das Haus in der That nicht nur zu vorbereiteten Schaustellungen, sondern öfters unerwartet und verweilte lange bei den Lehrern und den Kindern. Mit der Zeit wurde das Haus auch eine Wohlthat für das Land; aus ihm gingen die besten Schullehrer, auch brave Handwerker, bisweilen auch Musiker für die Kapelle hervor; sonst waren nur wenig hervorragende Zöglinge da, aber in Allen lebte eine mit Vertraulichkeit versehete Schwärmerie für den Fürsten. In der großen



Zahl der Knaben, die durch Jahrzehnte im Waisenhause erzogen wurden, lebte aber auch die Erinnerung an den Director wie an die Erscheinung eines Heiligen.

Das war der Vater-Adalbert Reihemeyers. Er hütete sich wohl, einen Knaben vorzuziehen, aber er konnte sich doch nicht enthalten, den schönen Knaben Woldemar Reinhard, der aus seinen blauen Augen so kühn dreinschaute und den schöngeformten Kopf so stolz trug, manchmal mit einem besonders freundlichen Wort oder Blick zu begrüßen.

Es war zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum des Directors, Woldemar war damals acht Jahre alt, da war ein großes Fest im Waisenhause. Feierlicher Gottesdienst wurde gehalten, und nach demselben überreichte der Minister mit einer lobenden Rede dem Director ein großes Ordenskreuz.

Bei dem freien Spiele, das am Nachmittage den Kindern gegeben wurde, hieß es, der Director heiße nun von Reihemeyer und seine Kinder seien auch Adelige. Adalbert, der Sohn des Directors hatte auch an den Spielen Theil genommen, da fragte ihn Woldemar leise: „Du, ist es wahr, daß du nun auch adelig bist?“

„O nein, ich möchte das auch nicht. Ich bin ebenso wie du und bleibe es.“

Reinhard drückte dem Adalbert die Hand, daß dieser schrie: „Du thust mir weh.“

„Ich hab' dir nicht weh thun wollen. Sei nicht so zimpferlich.“

„Ja, ich will so stark werden wie du.“

Von jenem Tage an waren die beiden Knaben unzertrennliche Genossen, und Woldemar wurde, so viel es die allgemeine Ordnung erlaubte, in die Familie des Directors gezogen.

Wenn die Waisenknaben spaziren geführt wurden, ging Adalbert mit, und da sie paarweise einherschritten, ging Adalbert immer an der Seite Woldemars.

„Ich möcht' deine Kleider haben,“ sagte Woldemar.

„Und wenn's der Vater erlaubt, trag' ich solche wie du,“ entgegnete Adalbert.

Woldemar hatte einen Abscheu vor der Uniform der Waisenknaben, die in gelblichem Tuch mit blauen Aufschlägen bestand, und auch das ständige Leben in der Herde widerstrebte ihm schon früh. Wenn die Knaben in die naturgeschichtlichen Museen, in die Kunsthallen, ja auch in Reiterbuden und Theater geführt wurden, war Woldemar immer unwillig, und der gute Adalbert vermochte ihn nicht zu beruhigen, denn der Kamerad hatte etwas Herrschendes und Eigenwilliges.

Es gab einmal eine harte Strafe, da Woldemar in den Kleidern seines Freundes einen ganzen Tag außer der Anstalt verbrachte, aber Woldemar gestand nicht, wo er den Tag verlebte; denn er war in der Bildergallerie gewesen, von der die Knaben oft gehört hatten, an der sie oft vorüber geführt wurden, in welche sie aber wegen der Nuditäten, für die der alte Fürst besondere Neigung hatte, nie eingelassen wurden.

Von jenem Tage an war das Auge Woldemars

noch glänzender und unruhiger. Sein Zeichentalent zeigte sich entschieden und der alte Director erlebte noch die Freude, seinen besondern Liebling in die Kunstschule zu bringen. Das Jahr darauf, während Adalbert auf der Universität war, starb der Director und hinterließ die beiden Kinder in dürftigen Umständen. „Jetzt bin ich auch eine Waise,“ rief damals Adalbert, sich an die Brust Woldemars werfend. . . .

Das Alles und was das spätere Leben hinzufügte, ging jetzt in der Erinnerung Reinharbs neu auf.

## Sechzehntes Kapitel.

### Steinalt.

Endlich am dritten Sonntag erhielt Reinhard einen Brief. Schon die Aufschrift war seltsam an fremdend: „Seiner Hochwohlgeboren, Herrn Woldemar von Reinhard, Professor a. D., Ritter hoher Orden in Weissenbach.“ Der Brief aber lautete:

„Vom schwarzen See. Aus der Pfahlbaute.

Wenn mir der prähistorische Pfahlbauer erschienen wäre, er hätte mich nicht mehr überraschen können als Dein Brief. Ueberraschungen, das könntest Du noch wissen, machen mich fast krank. Da saß ich auf einem jener halbvermorschten Stämme, drauß unsere vorgeschichtlichen Ahnen ihre Wohnstätten errichtet hatten. Wir haben bald die ganze Puppenstube beisammen, in der das Menschheitskind sich tummelte. Um mich herlagen plumpe Speerspitzen, Hämmer und Sägen, aus Feuerstein bearbeitet, Knochen von Höhlenbären und vom Rennthier der Polarzone, die einstmals bei uns daheim gewesen und — da kam Dein Brief. Ich muß Dir sagen, er ist mir räthselhafter als die Artefacte der ältesten Steinzeit. Dich aber kann ich fragen und

werde es thun, sobald ich mit der neuentdeckten Fundstätte vom Hausrath meines anonymen Urahnen etwas in Ordnung bin. Ich glaube, daß unser Familienname schon in der ältesten Steinzeit sich irgendwo eingegraben finden sollte, einstweilen bin ich der alte und heiße sogar Director des historischen Museums  
 Adalbert Reichenmeyer.

(Auch eine Nachschrift.) Ich lasse Dir von meinem Verleger meine letzte Schrift „Die Reliquien der Menschwerdung“ schicken. Man hat mir den Titel sehr übel genommen. Sieh einmal in einer leeren Stunde dich nach Deinem Urahn um. Vor dreißig Jahren habe ich die Versteinerungen im Moralienkabinet zu ordnen gesucht; ich hatte einen Schuß ins Schwarze gewagt; es war ein Flintenschuß gegen die wohlbewehrte Festung der Theologie. Wir adern jetzt mit dem weltgeschichtlichen Untergrundspflug. Die alten und die neuen Propheten und Gottesgelehrten wußten nichts von unseren Urahnen, und es ist unser demokratischer Ahnenstolz, daß wir von Viertelmenschen abstammen und immer mehr werden als unsere Vorfahren. Die Entwicklungsfähigkeit des Menschengehirns ist unbegrenzt und läßt sich nicht in ein Dogma verkapseln. Die Menschheitsgeschichte ist die Geschichte der Arbeit oder vielmehr die Geschichte der Werkzeuge, von Steinart und Kieselmesser bis zur Dampfmaschine. Nach Millenniumen wird man über unsere einfachen elektrischen Telegraphen lächeln. Und wie erst, wenn einmal unser Planet neu geknetet wird.

Was thut's? Wir haben das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Laß Dir das vorläufig auch gesagt sein.

Ich sehe indeß, Du bist noch jung und stark, denn Du wüthest gegen Dich selber, und das thut nur die Jugend. Schreib' aber nie mehr im Zorn solche Gotteslästerung gegen die Kunst, die das erste und letzte Göttliche im Menschen ist; denn mit den ersten Finger- und Nagelmaten, mit den ersten Linien, die der Pfahlbauer seinem Thongefäß eindrückte, begann das Werden von Phidias und Raphael und Aller, die jetzt und nach jetzt.

Ich schreibe Dir aus einer andern Welt, aber ich kann nicht anders."

Allerdings schien Reinhard dieser Brief wie aus einer andern Welt zu kommen, er sah nachdenklich drein, als er gelesen hatte. Ist der alte Kamerad in der That so befangen von seinen Studien, daß er nichts anderes kennen will, oder ist das nur Maske, um neue freundschaftliche Annäherung abzulehnen?

Er hatte nicht Zeit, lange darüber zu denken, denn der Schwager fragte:

„Ist der Brief nicht vom Herrn Reichenmeyer?“

„Ja wohl. Wie ist er denn geworden?“

„Er ist geblieben wie immer, er ist freilich grimmzornig auf unser Dorf, weil sein guter Freund in der Reichstagswahl bei uns durchgefallen ist; er hat geglaubt, durch die Schullehrer Meister über uns zu werden. Wir haben ihm aber den Meister gezeigt.

Sonst aber ist er seelensgut, dem thut's leid, daß die Fliege, die ihm ins Aug' geflogen ist, hat sterben müssen."

Stephan lachte selbst über seinen Vergleich.

Nach einer Weile fragte Reinhard:

„Warum hast du allen Leuten von meinem Geld erzählt?“

„Warum?“ lachte Stephan. „Nimm mir's nicht übel. In solchen Sachen bin ich gescheiter. Von dem Augenblick an hast du keinen Feind im Dorf mehr gehabt, im Gegentheil, sie haben Respekt vor dir.“

Am Mittag las Reinhard die Schrift Reichenmayers über die Pfahlbautenzeit, er wollte sich mit den Gedanken des Freundes und der Sphäre, in der er lebte, vertraut machen; aber in die Zeilen hinein, die von vorgeschichtlichen Zuständen erzählten, sprang eine lebendige Figur mit röthlichem Haar und hellen warnblickenden Augen, und ließ sich nicht verschrecken.

Da kam der Schwager und rief:

„Komm' nur wieder mit! Der Pfarrer ist da und eine ganze Wallfahrt; mit dem nächsten Zug kommt der Caspar aus Jerusalem. Er ist auch in Rom gewesen.“

Reinhard erinnerte sich dessen wohl, hatte er ja durch die Wallfahrer den Tod Lorle's erfahren.

Er ging aber nicht mit, er saß auf seinem Zimmer und hielt das Buch des Collaborators in der Hand, während vor dem Hause eine große Schaar Menschen vorüberzog, die eine Litanei beteten.

Am Abend war der heimgekehrte Caspar selbstver-

ständig allgemeines Gespräch im Wirthshause; ein hier übernachtender Lokomotivführer hielt der Lobpreisung Widerstand. Seine Aeyßerung stimmte mit einem Worte des Collaborators zusammen, denn er sagte: „Was, nach Jerusalem! Wenn ich so viel Geld aufzuwenden hätte, ich ginge nächstes Jahr zur Weltausstellung nach Philadelphia. In der neuen Welt kann man Neues kennen lernen. Ich glaube, alle Apostel mit einander haben nichts von Amerika gewußt.“

---



## Siebzehntes Kapitel.

### Verfahren.

Der erste, der Reinhard zum Hauskauf Glück wünschte, war der Sänger, der etwas phantastisch bäuerlich gekleidet war; in den Kniehosen und Wadenstrumpfen kam sein schönes Bein zur vollen Geltung. Er bot Reinhard einen großen eichenen Schrank mit guten Schnitzereien an, den er bei der Versteigerung nach dem Tode Lorle's gekauft hatte; er hatte seinen Vater darauf unterrichtet, ihm gelegentlich allerlei alte Sachen zu erwerben.

Reinhard betrachtete den Mann staunend, denn er hatte noch Niemand gesagt, daß er das alte Haus vollkommen im landschaftlichen Stil herstellen und den Hausrath demgemäß halten wolle.

Noch während der Sänger da war, kam ein Telegramm vom Collaborator an den Lindentwirth, worin er anfragte, ob Herr Professor Ritter von Reinhard noch da sei; wenn nicht verneinende Antwort käme, werde er am andern Mittag eintreffen.

Reinhard begleitete den Sänger in seine Behausung und unterwegs erklärte der Sänger mit Behagen, daß

er es als ein Glück für seine Kinder betrachte, ihnen eine feste Heimath und ländliche Erinnerungen aus der Jugendzeit zu geben.

Zur gefetzten Zeit ging Reinhard im Geleite des Schwagers nach dem Bahnhof, aber wenn etwas mißlich werden soll, so legt auch der Zufall einen Grund dazu. Der Zug hatte sich verspätet, noch war kein Signal da.

„Das muß beim Herr Reichenmeyer so sein,“ lachte der Schwager, „wo der auf dem Zug ist, da verfährt sich die Eisenbahn.“

Nachdem man lange gewartet hatte, kam der Zug und Reinhard hätte in dem hageren Manne mit dem grauen Vollenbart, den hinter das Ohr gestrichenen schlichten langen Haaren und der blauen Brille den Collaborator kaum erkannt. Dieser aber reichte die Hand, wendete sich indeß schnell in den Waggon zurück und sagte noch etwas zu einem Reisegefährten; dann fragte er den Stationsmeister, wann heut' Abend der letzte Zug landauf gehe.

Zu Reinhard gewendet, sagte er:

„Ich glaubte, du wärest schon wieder fort.“

Reinhard antwortete nicht, der Collaborator aber setzte hinzu: „Ich bleibe nur bis heut' Abend.“

„Ich rede nie Jemand zu,“ entgegnete Reinhard; es schnürte ihm die Kehle zu. War das ein Wiedersehen nach dreißig Jahren?

Die Freunde betrachteten einander.

„Du siehst stattlich aus,“ sagte der Collaborator, „du hast Aehnlichkeit mit dem Holbein'schen Porträt

des Moret, nur ist dein Bart weißer. Nicht wahr, ich habe mich sehr verändert?"

Reinhard nickte stumm.

Unter der Thür stand Stephan und suchte den Fabian fort zu schaffen.

„So seid Ihr habfüchtigen Bauern,“ schalt der Collaborator, „warum hast du das arme Geschöpf noch nicht in eine Anstalt gegeben? Heimlich mit dem armen Geschöpf zu einem Pfarrer zu reisen, der Teufel austreiben kann, das war dir nicht zu viel. Und nicht wahr, um das Wohl dieses Unglücklichen hat sich dein Pfarrer hier nicht zu kümmern? Er hat nur dafür zu sorgen, daß keine liberale Zeitung in deiner Wirthsstube ausliegt.“

„Zum Winter geb' ich den Fabian fort,“ entgegnete Stephan verlegen und ging, Fabian an der Hand zerrend, nach dem Hinterhause.

Broni stand unter der Küchentüre, und begrüßte den „Herrn Director“ herzlich. Der Collaborator freute sich der Nachricht, daß ihr Vater noch lebe. „Er ist noch wie ein alter Kernstamm im Walde,“ sagte er, „sonst ist die Mehrheit des Dorfes so schwarz, nicht werth, daß ihnen die Sonne scheint,“ setzte er laut hinzu.

„Bleibst du noch lange hier?“ fragte er Reinhard, als sie in die Stube eingetreten waren.

„Hoffentlich nicht mehr lange, aber doch so lang ich lebe,“ entgegnete Reinhard in schmerzlichem Tone.

Der Collaborator that die blaue Brille ab und betrachtete den Sprechenden, er wollte offenbar ausführlicher antworten, aber da jetzt das Essen aufge-

tragen wurde, sagte er: „Nach Tisch reden wir weiter davon. Du erlaubst mir doch noch, meine Meinung gradaus zu sagen?“

„Gewiß. Ich bin dankbar für jedes getreue Wort.“

Ein verwunderter Blick des Collaborators streifte Reinhard.

Während des Essens wurde wenig gesprochen, die beiden Freunde schienen den rechten Ton nicht finden zu können. Um die peinliche Stille zu unterbrechen, fragte Reinhard nach Jugendgenossen. Der Collaborator erklärte, daß er ganz einsam lebe; wer nicht gestorben sei, habe höheren Rang erreicht, und zwei Genossen aus der Bierstube „zur Schachtel“ genannt, seien sogar Excellenzen geworden.

„Der Döbele, der Cultusminister geworden,“ fügte er hinzu, „hat mir sogar mein Folio im schwarzen Buche gezeigt, zu welchem damals der hiesige Pfarrer den ersten Posten lieferte. Und unser Freund Merkwürdig ist Oberstudienrath. Du weißt doch wen ich meine? Du erinnerst dich doch des Fritz Fischer, der zu Allem, was man ihm vorbrachte, Merkwürdig! ausrief, und das hat ihn beliebt gemacht und wohlgefällig bei Frackmännern und Schleppenweibern. Ich habe unterwegs ein Motiv zu einem Bilde für dich gefunden,“ sagte der Collaborator, wieder abschweisend, „ich sah einen Alten, der die Sense dengelte, und da dachte ich: das solltest du malen, wie über dem Dengelnden der Tod mit geschwungener Sense schwebt oder auch, du könntest den Tod selber als Sensendengler malen.“

„Ich male nichts mehr, und wenn ich auch noch malte, du solltest wissen, wir Künstler können uns in keiner Weise ein Motiv geben lassen, in keiner Weise; wir müssen unsere Motive selbst finden, wenn ein Gemähes draus werden soll.“

Der Collaborator war von dem maßhaltenden und doch entschiedenen Tone des Freundes überrascht.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Bist du ein Sohn des Vaterlandes?

„Laß uns nach dem Walde gehen,“ sagte der Collaborator aufstehend.

„Ich war schon bei deinem Waldheiligthum.“

„Will's nicht mehr sehen, der Floßberger hat den Platz geschminkt und frisirt. Ich bin überhaupt ungern ins Dorf gekommen, ich mag den Menschen nicht begegnen, die reichsfeindlich gewählt haben; ich sage ihnen nicht gern guten Tag, weil ich ihnen in Wahrheit keinen guten Tag wünsche.“

„Wohin sollen wir?“ lenkte Reinhard ab.

„Nach dem Kapellenwald, so daß wir schließlich zum Höhlmüller kommen.“

Reinhard hatte ein Gefühl, daß er mit einem beleidigten Freunde gehe, mit dem er sich im Walde duelliren müsse, und seltsamer Weise sagte jetzt der Collaborator:

„Ich habe dir's nicht vergessen, daß du dich einmal wegen meiner duellirtest.“

„Ich? Ich erinnere mich nicht.“

„Du mußt viel erlebt haben, daß du das vergessen. Damals, als ich wegen meiner Schrift gegen

die Schwarzen abgesetzt wurde, wagtest du dein Leben gegen die Spötter.“

Die Erinnerung tauchte in Reinhard auf, wie Lorle damals voll Verzweiflung war, weil er sein Leben, das ihr gehörte, dem Tode ausgesetzt hatte.

Der Tag war heiß, und der Collaborator sagte:

„Das Schönste ist doch solch ein gerechter heißer Sommertag. Ein Frühlingstag ist unruhiges Werden, ein Herbsttag gelassenes Sterben.“

Reinhard legte die Hand auf die Schulter des Freundes; der ist noch der alte, Feindseligkeit hat keine Stätte in seiner Seele.

Dort, wo die Freunde vor Jahrzehnten zum erstenmal des Dorfes ansichtig wurden, dort auf der von Lorle gestifteten Bank saßen sie und den Blick zu Boden geheftet, fragte Reinhard in mildem Tone:

„Ich habe noch nicht einmal gefragt, wie du dich fühlst?“

„Ich? Ich habe Jahre verloren in dem edeln Bestreben ein Menschenverächter zu werden. Ich hatte die alberne Gewohnheit, das Leben Anderer, zumal meiner Freunde, ständig in der Seele zu hegen; ich trug ihnen im Geiste immer und überallhin Mäntel und Ueberzieher nach, sie aber hatten sich's bequem gemacht und lachten, wenn sie mich gewahrt wurden, oder sahen mich gar nicht. Da wollte ich denn Egoist, noch besser, ich wollte Menschenfeind werden.“

„Dazu hast du kein Talent.“

„Das habe ich endlich auch eingesehen. Vor Allem fehlt mir die dazu nöthige Gabe, mich für eine erimirte

Höheit zu halten. Ich lasse mich indeß nicht mehr so vom Einzelnen durchschüttern, ich bin stumpf geworden gegen Tod und Abfall, man erlebt deren so viel, wenn man alt wird. Jetzt bin ich geborgen, mein Atom Kraft steht im Dienste des Universums. Ich bin auch mit meiner Portion unsterblichen Namens zufrieden.“

„Durch deine Schriften?“

„D noch durch ganz Anderes. Ich habe eine neue Varietät Nessel bestimmt und sie wird *Lamium Reihemeyerianum* heißen. Was will der Mensch mehr? Non omnis moriar kann ich von mir sagen. Dazu war ich im Kriege glorreiches Mitglied des Erfrischungs-Comite's, habe Freund und Feind manchen Labetrunk gereicht und auch manchen verschüttet, und du weißt ja, bei mir ist Alles wirklich und zugleich symbolisch.“

„Ich verstehe. Du wolltest keine höhere Stellung?“

„Wollte? Niemand kann es ernster und besser meinen als ich, und Niemand ist mehr lächerlich und sogar auch ungut erschienen, als ich. Mir fehlt der Nerv, den die Physiologen nicht bezeichnen können, ich meine den Imponirungsnerve. Menschen, die moralisch und intellektuell weit unter mir stehen, thun sehr gnädig gegen mich. Meine Schwester, die sehr stolz auf meine Höheit war, hat mir das immer mitgetheilt. Seit ihrem Tode erfahre ich selten mehr davon. Du weißt doch, daß sie in Folge der Anstrengungen in den Kriegs-lazarethen gestorben ist?“

Der Collaborator wurde inne, daß er nur von sich rebete und plötzlich überspringend, sagte er:

„Aber nun erzähle mir vor Allem: wie hast du



unser große Zeit erlebt und bist du nicht auch gekommen, um dich des geeinten starken Vaterlandes zu erfreuen?“

„Muß das unser Erstes sein?“ fragte Reinhard.

„Gewiß. Wer mein Vaterland nicht liebt, sich nicht an seiner Schönheit und Größe freut, an den ver-schwende ich keinen Athemzug.“

„Du sagtest ja, daß du dich nicht mehr um den Einzelnen kümmerst!“

„Du bist kein Einzelner. Ich gestehe dir offen, ich war in der Welt ohne dich, du warst todt, jetzt bist du wieder da und . . .“

Er stockte, und Reinhard fiel ein: „Und da wird es dir schwer, mit mir noch einmal anzufangen? Erinnerung dich, daß du mir einmal sagtest, ich als Künstler denke nur in Farben. So erlaß mir Anderes, und wir haben ganz Anderes zu besprechen.“

„Nein, das muß voraus. Sprich offen.“

„So sage ich dir, die Kunst war mein Vaterland, und mir ist die Kriegsfreude ein Greuel. Du als Menschenfreund, wie kannst du dich für Menschenmord und Herrichtung zum Menschenmord begeistern?“

„Der Krieg hat die Doppelwirkung seines Elementes, des Pulvers,“ entgegnete der Collaborator, „derselbe Stoff, der die Menschen tödtet, sprengt auch die Felsen zu neuen Kulturwegen. Und wenn die Straße fertig ist, denkt man nicht mehr des Dynamits und seines Lärms und Rauchs.“

„Sag' ehrlich,“ entgegnete Reinhard und ein Lächeln spielte um seine Augen, „sag' ehrlich, hast du diesen

dir gewiß lieblich erscheinenden Vergleich nicht schon einmal in einer Rede angewendet?"

„So, also hast du sie doch gelesen? Ja, in meiner Rede beim Pflanzen der Friedensseiche.“

„Ich glaube nicht an den Fortschritt der Menschheit,“ warf Reinhard ein. „Sieh dort den Bahnzug. Was habt Ihr Volksbeglücker nicht Alles von der Eisenbahn erwartet? Und was ist? Sie befördert Kriegsheere und Wallfahrtszüge. In fünfzig Jahren kanonisiert der Papst einen heiligen Vaporius als Schutzpatron der Eisenbahnen.“

„Du hast recht,“ rief der Collaborator, hellauf lachend. „Ja, wenn man an schroffen Bergen gute Fußsteige herrichtet, so wählen die wilden Wasser zuerst diesen Weg als ihr Bett. Aber ich habe dich unterbrochen. Sprich weiter.“

„Ja weiter. Du weißt es ja. Ihr habt das Volk gezwungen, Lesen zu lernen und was ist die Folge? Es liest Eure Schriften nicht und hört und liest nur, was der Geistliche sagt und schreibt.“

„Und doch ist der Fortschritt zur Freiheit unaufhaltbar,“ rief der Collaborator in andächtigem Tone. „Ich könnte dir's beweisen von den Pfahlbauten bis jetzt. Wir halten fest, Bildung in die weitesten Kreise zu tragen, in die Breite zu bauen; aber wir sind Aristokraten genug, auch in die Höhe zu bauen, und zu wissen, daß Ruhm und Ehre und höheres Leben einer Nation doch nur in ihren Genie's der Kunst und Wissenschaft sich aufthut. Breite Bildung macht ein Volk stark, hohe Bildung macht es erst groß. Aber wir verlieren uns

zu weit ab. Sag' nur gradaus: warum bist du wieder hieher zurückgekehrt?"

Reinhard athmete tief auf. Der erste Waffengang war ohne Entscheidung abgebrochen worden; wie wird es nun werden? Werden die ehemaligen Freunde sich feindlich trennen und der eine da, der andere dort seinen Weg ziehen?

---

## Neunzehntes Kapitel.

Wie Reinhard die Zeit lebte.

„Hast du denn meinen Brief nicht erhalten?“ begann Reinhard nach einer langen Pause.

„Dein Brief war so verzweifelt und müde und ich finde dich spannkraftiger als ich erwarten durfte. Ich frage dich nun nicht mehr, wie du in einem geistig schwarzen Dorfe leben kannst. Aber so viel kenne ich dich doch noch, du kannst ohne Aufregung nicht leben, du bedarfst des beschleunigten Pulses.“

„Ich habe die Menschen nicht mehr nöthig.“

„Man bedarf oft gerade das Unnöthigste am meisten.“

„Lassen wir das Wortgefecht.“

„Ich frage nur, was willst-du hier?“

„Leben, so lang ich athme, und dann sterben.“

„Sterben? Das unnütze, was man im Leben thun kann, ist, an den Tod zu denken,“ entgegnete der Collaborator. „Aber warum hast du all die Jahre nichts von dir hören lassen und bist nicht früher gekommen? Jetzt hast du keine Pflicht mehr. Du kannst beliebig Trauer anthun und ablegen. Und wem leistest

du durch dein Hiersein etwas? Keinen Menschen, und dir selber auch nicht, du verschleuderst deine Lebenskraft, und dazu hast du kein Recht. Ja, schüttle nur den Kopf. Das ist unsre Religion der That. Deine Kraft gehört nicht dir, du bist eingereiht in den Dienst der Menschheit, so lang du athmest. Du leugnest das? So sage ich dir, du empörst nur aufs Neue alle Welt durch dein Hiersein.“

Der Freund setzte nichts hinzu, und lange war ringsum Stille, nur in den Wipfeln der Fichten rauschte ein leiser Wind.

Reinhard mißhandelte mit beiden Händen seinen langen Bart und biß die Lippen, endlich, sich gewaltsam fassend, sagte er:

„Gut, ich nehme auch diese Buße auf mich. Ich gehe durchs Fegfeuer. Du hältst dich für einen Menschenfreund und du quälst deinen Nächsten, wie dich selbst.“

Es lag eine gewisse hochmüthige Nachlässigkeit in Ton und Gebaren Reinhard's; der Collaborator schien davon betroffen und er sagte:

„So lassen wir jedes weitere Wort und sagen uns Lebewohl.“

„Nein, das will ich nicht. Willst du mich ruhig anhören? Ich möchte von deinen Augen doch gerecht gesehen sein. Willst du es geduldig hören?“

Der Collaborator nickte, und Reinhard begann:

„Ich weiß was sie gelitten hat; ich weiß das jetzt erst ganz und voll. Ich lasse unentschieden, ob sich der verschuldete oder unverschuldete Schmerz leichter trägt.

Und wer ist ganz ohne Schuld? Du kennst jenes höchste Gleichniß. Ihr könnt nicht wissen, was ich gelitten habe. Träumtest du schon einmal, du seiest blind geworden? Meine erste Empfindung, als sie mich damals allein gelassen, war tief getränkter Stolz. Wie? Mit mir, mit einem Manne meiner Art nicht glücklich? Das kann nur eine bornirte Natur. Dann kam es anders. Ich schalt mich, weil ich die Folgen einer Unbesonnenheit nicht tragen wollte. Und doch kämpfte ich wieder dagegen, daß eine einzige That ein ganzes Leben zerstückten und zerstampfen soll. Meine Frau hatte einen großen Feind in der Welt, und das war mein Ruhm. Sie hatte keinen Sinn für meinen Ruhm, nach ihrer Denkart brauchte ich den nicht, ich war ja der Reinhard. Du sagst gewiß, das war ja alles lauter Liebe, was ging sie dein Ringen mit dir und der Welt an? Ich sage dir, es ist anders. Ich bin nur das in meinem Kunstberuf geworden, weil ich Wesen fand, um deretwillen es mich freute, Ruhm zu gewinnen. Ich gestehe dir aber noch mehr. Der Kunstberuf schließt ein glückliches bürgerliches Leben aus, man kann nicht in der Idealwelt und in der wirklichen zugleich daheim sein wollen. Du schüttelst den Kopf? Ich weiß, auch Andere werden das leicht hin verdammen. Laß mich erklären. Mein Hauptirrthum war, daß ich glaubte, eine Frau könne die Wetterlaunen einer Künstler-Natur verstehen. Das kann keine Frau, keine naive und keine gelehrte. Kein Anderes kann die Welt mit unseren Augen sehen, aber es muß unseren Augen glauben. Die Art, wie die Lebensbegegnisse

sich uns verwandeln, wie wir in Jeglichem etwas Anderes sehen, als Andere, das kann kein zweiter Mensch fassen, gewiß aber keine Frau. Wir sind stets im Werbezustande, im Brautzustande mit der Erscheinungswelt, wir sind nie verheirathet, oder auch mit jedem Begegniß. Du lächelst? Unterbrich mich nur, ich bin so alt, daß mich kein Widerspruch mehr stört.“

„Ich dachte nur: es ist wunderbar, wie viel romantische Ueberschwänglichkeit in dir steckt. Du bist doch ein guter Deutscher.“

„Sei es. Und trotz dieses Denkens habe ich doch hundertmal Lorle schreiben und sie zu mir rufen wollen. Wären wir vom Dorfe aus gleich nach Rom gezogen, wer weiß, ob nicht das große Leben uns schön beisammengehalten; die engbrüstige Verhocktheit der kleinstädtischen Residenz hat uns versäuert und von einander geschächt.“

„Wohl möglich.“

„Ich schrieb nicht und rief sie nicht, weil in meiner Seele ständig zwei Strömungen neben einander und übereinander gehen. Ich habe trotz unbeschränkter Freiheit doch in meinem ganzen Leben nie eine Arbeit ohne Störung, aus mir selber oder von außen, vollendet. Darum empfand ich's oft doppelt schmerzlich, daß ich die Störung durch die Fremdheit meiner Frau — wenn sie verblieb — nicht leichter und freier ertrug. Ich habe in der großen Welt gelebt und haßte doch alles Leben; das Dasein erschien mir als ein Fluch, als der Hohn eines unsichtbaren Tyrannen. Es gab Zeiten, wo mir mein Atelier zuwider war, wo ich in

den Straßen umherschlenderte und nicht wußte wohin, weil nichts mich anmuthete. Ich lernte die Verderbtheit der Welt kennen und es war mir erwünscht, daß sie verderbt ist. Ich suchte Ermunterung in der Betäubung. Ich wollte mich vergessen und stürzte mich in Gesellschaften, die ich verachtete, die mich anekelten. Das war eine Strafe für mich, wie sie nicht härter zu erdenken ist.“

„Eine Strafe? In welchem Gesetzbuche steht diese Strafe?“ hatte der Collaborator auf den Lippen, aber er hielt es zurück und Reinhard fuhr fort:

„Ich war in Rom, in Paris, London, in Aegypten und Amerika; ich habe Ehre, Ruhm, Reichthum erworben. Ich habe viel freundliche Günst des Lebens erfahren, aber so hat mich doch nie Jemand geliebt, wie Vorle, nie wurde ein Mann mehr geliebt, als ich von ihr.“

„Und du sie? Warum sprichst du nicht von deiner Liebe?“ wollte der Collaborator fragen, aber er schwieg und Reinhard erzählte nun, wie er ihren Tod erfahren, wie er Alles von sich gethan, seine Skizzen und Studien, seine Sammlungen weggegeben, und seine Stimme zitterte als er nach einer Pause erklärte, wie er an ihrem Grabe gestanden und den Fleck Erde betrachtet habe, den sie neben sich ihm zur Ruhestätte bestimmt hatte, dann fügte er hinzu:

„Ich habe das Gefühl, daß ein fremder Wille über mich verfügt und das thut mir wohl; ich habe stets nur mir selbst gefolgt und empfand meine Freiheit als Tyrannei. Ich hatte ein Leben, in dem es kein



Gebot, keine Pflicht gab als nur selbstauferlegte. Dieser Ruf zu der von ihr mir bestimmten Grabstätte ist mir ein Befehl, und ich begrüße den Befehl als Glück. Sag' mir nichts dagegen. Ich freue mich, daß ich noch ein entschiedenes Gefühl habe. Daß mir's. Ich will keinen Willen mehr haben, ich folge einem unwiderruflichen Gebot. Ich habe der Medusa Wahnsinn ins Auge gesehen. Hier bin ich erlöst. Ich bin nicht so schlecht als ich von mir dachte. Es ist nicht Sentimentalität, daß ich hier bleibe, ich kenne den Gräbercultus nicht, ich liebe ihn nicht, aber ich will da sein, wo ich jung und glücklich war, wie man es nur in der Jugend ist. Ich bin da, wo Mensch und Baum und Berg und Wald mich kennt von altersher und ich sie auch. Hier heiße ich des Vorle's Reinhard und mit diesem Namen will ich sterben. Ich habe genug Leinwand mit Farben bedeckt, habe Natur und Mensch stets mit weit aufgerissenem Auge gesehen. Es ist genug. Ich schließe die Augen und will still hindämmern, bis das Auge geschlossen bleibt. Und nun sei wieder mein Bruder!"

## Wanzigstes Kapitel.

### Wie der Collaborator Alles ansieht.

Reinhard hielt inne, der Collaborator war aufgestanden und hatte den Freund mit wechselnden Mienen betrachtet. War diese Anschauung der Welt und seines eigenen Selbst zu berichtigen?

Jetzt setzte er sich wieder und sagte in gehaltenem Tone:

„Ich war nie auf Seite der Welt, die dir allein Unrecht gab und deine Irrwege bestätigen mir nur meine Ansicht. Du und Lorle, ihr wart Objekt meines Studiums; ich habe Jahre lang über Euch gedacht und Euch mir erklärt.“

Der Collaborator hielt inne, er erwartete offenbar, daß Reinhard ihn um diese Erklärung ersuche, aber Reinhard sah vor sich nieder, und der Collaborator mußte von selber fortfahren:

„Du darfst dir Vorwürfe machen, aber keine zu schweren. Lorle war unglücklich, das ist wahr, aber in ihrem ruhigen, gelassenen Schmerze, der wie ein stilles, kaum mehr gefühltes Austropfen des Herzbldutes war, hat sich ihre Seele erhöhht und geschmeidigt. Wer

weiß, ob sie in fortgesetztem Widerstreit und daraus erwachsender leidenschaftlicher Erregung nicht verderbt worden wäre.“

„Ich glaube, du hast Recht,“ schaltete Reinhard ein.

„In Einem Punkte,“ nahm der Collaborator auf, „stimme ich mit deiner Betrachtung der Unzuträglichkeit überein. Lorle fehlte ein Frauenelement und das war doppelt schwer für deine Frau. Sie war nicht dankbar.“

„Wie? Lorle undankbar?“

„Ich habe nicht undankbar gesagt, sondern präcis nicht dankbar. Wenn du, wie man sagt, ihr das Blau vom Himmel geholt, sie hätte das natürlich gefunden: du bist ja der Reinhard und sie das Lorle, und wenn du den höchsten Ruhm errungen, wenn du zum Kaiser ausgerufen worden wärest, das war ihr wieder selbstverständlich, du bist ja der Reinhard, dem Alles, was er bekommt, schon lang gehört. Ihr war nichts ein Wunder, darum hatte sie keine Bewunderung und keine Dankbarkeit, und du bedurftest beider als Mensch und als Künstler.“

Reinhard lächelte schmerzlich, und der Collaborator bestätigte.

„Klarheit ist für uns Heiden die Absolution. Sieh, so wenig die Glockenblume zu deinen Füßen sich bestrebt, zu gefallen, so wenig war ein solches Bestreben in Lorle, ja, sie hätte es für einen Treubruch gehalten, dir zu gefallen zu suchen. Hier war die Grundquelle der wildwachsenden Naivetät, aber der Cultur-mensch bedarf der gekochten Speise und der Variation, der Salze —“

„Aber Freund, wohin gerathest du?“

„Gut, ich danke. Laß dir nur noch meine Hauptresultate sagen. Du und Lorle, ihr wart zwei unlösliche Naturgewalten. Ich habe die Formel gestellt. Ihr wart die Naivetät und die Genialität. Jede in sich berechtigt und jede konnte nicht anders werden, ohne sich selbst zu zerstören. Die Naivetät permanentes in sich sein, die Genialität permanentes außer sich sein.“

Reinhard lehnte sich an den Baumstamm zurück, er schränkte die Arme und hörte dem Collaborator geduldig, und wie es schien, mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Naivetät und Genialität,“ setzte der Collaborator auseinander, „haben das Gemeinsame, daß sie in jedem Dinge, jedem Begegnisse, Gewöhnliches und Ungewöhnliches, das Ordentliche und das Außerordentliche sehen. Nur sieht der Geniale das Außerordentliche vor dem Ordentlichen, der Naive umgekehrt. Die Genialität sieht im Natürlichen das Wunder, die Naivetät sieht das Wunder als natürlich an. Ich meine Wunder im alten Sinne, denn wir Nachkommen der Pfahlbauern kennen keine Wunder mehr; Alles ist Entwicklung, Demaskierung der Naturkräfte.“

„Aber Freund, wohin willst du?“

„Bitte, nur noch das. Die Naivetät ist der Schmetterling, dessen Auge gar nicht so gestellt ist, daß er sehen und wissen kann, wie schönfarbig seine Flügel sind; die Genialität beguckt ihre bunten Flügel und — aber nein, ich kann nicht im Bilde fortfahren. Ich

wollte nur noch sagen, das Wort ihres Vaters „Nur stet“ war in Lorle Gestalt geworden, in deinem Grundwesen aber liegt, daß dir alles Stetige, Regelmäßige, alltäglich Wiederkehrende lästig ist. So warst du von je. Schon in unserer Kindheit. Niemand kann mehr als ich das an dir schätzen, was — ich finde kein anderes Wort — noble Gesinnung zu nennen ist, aber dir fehlte und fehlt jede Selbstzucht. Du und Lorle, Ihr wart beide nur Natur. Keines von Euch war eigentlich gebildet und darum konnte sich keines an dem Andern und nach dem Andern bilden.“

Der Collaborator hielt endlich inne und Reinhard entgegnete:

„Ich habe ein Selbstporträt gemacht, aber so wie du mich im Spiegel zeigt, habe ich mich noch nie gesehen. Versprich mir nur, daß du mir keinen Retriolog schreibst, wenn ich sterbe.“

„O!“ schaltete der Collaborator ein, aber Reinhard faßte seine Hand mit den Worten: „Laß uns jetzt praktisch reden. Unser Ideal verwirklicht sich. Du ziehst mit ins Dorf. Die zeitweilige politische Stimmung des Dorfes darf dich nicht stören. Das hat sich geändert und wird sich wieder ändern. In deine Seele mich versetzend, aus dir denkend, habe ich den Trost gefunden: Ein Bildwerk von Menschenhand bleibt, wie es geschaffen wurde, Alles, was aber aus sich lebt, muß sich wandeln, weil und so lange es lebt. Ist das nicht auch dein Gedanke?“

„Gewiß! Du bist auf dem rechten Wege!“ rief der Collaborator, seine Brille neu zurechtückend. „Ich

habe die Formel dafür: Am Baume der Menschheit, wie hier an dieser Weißtanne, ersetzt sich die abgestorbene, verholzte Zelle durch immer neue, lebensfähige.“

„Soll gelten. Also wir bauen uns unsere Zelle und erfüllen sie mit Schönheit und Ruhe. Du schenkst mir aus deinen tiefen Kellern auf Flaschen gezogenen Geist ein und ich dafür leibhaftigen Wein. Lieber, alter Kamerad! Damals, als du deines Amtes entsetzt wurdest, sagtest du: Ich nehme nie mehr eine Anstellung. Es giebt Pferde, die lieber verbursten, als mit dem Zaum im Maul saufen. Erinnerst du dich noch? Es war in der Nacht auf dem Schloßplatz.“

„Wohl erinnere ich mich noch,“ erwiderte der Collaborator lächelnd, es that ihm gar wohl, daß der Freund so seine Worte behalten. Reinhard fuhr fort:

„Es war ein Ideal unserer Jugend, daß wir Beide mit einander still unser Leben beschließen. Es kann sich nun noch erfüllen. Ich glaube nicht mehr, daß es Glück auf der Welt giebt, aber Ruhe, vielleicht auch Friede, möchte ich die kurze Zeit noch gewinnen. Ich habe das alte Haus zur Linde gekauft, dort leben wir selbender und ich will von dir lernen, so daß ich als gebildeter Mann sterbe. Wir richteten das alte Haus neu her, im alten historisch und klimatisch gemäßen Landschaftsstyl, und im Innern bequem und behaglich. Ich bin sechs Wochen älter als du, ich verzichte auf mein Erstgeburtsrecht, du sollst Herr über Alles sein, nur zwei Zimmer laß mir. Mich friert und ich will mich an deinem warmen Blicke sonnen. Ich habe die

Liebe nicht verstanden, vielleicht verstehe ich die Freundschaft.“

„Woldemar! Alter, gewaltiger . . . Halt ein! Es ist zu viel.“

„Nein, laß mich das noch sagen. Du kannst deine Forschungen nach dem Pfahlbauer Reichenmeyer, seinem Kulturstand und Hausstand fortsetzen und ich, ich sammle alles Volksthümliche in Tracht und Geräthe, was jetzt untergehen will.“

„Da hast du Recht. In dreißig Jahren giebt's keine Volkstrachten und keine Volksbräuche mehr. Alles wird Landwirth oder ländliches Proletariat.“

„Also gut oder schlimm, wie du willst. So sammeln wir. Zwei Zimmer sollen ein Museum des eben vergehenden Volkslebens sein. Gib mir die Hand. Wir bleiben beisammen.“

„Ich kann nicht. Ich kann nicht,“ wiederholte der Collaborator, zitternd vor Erregung. „Aber es ist gewonnen. Du bist ein Sohn des Muthes. Ich kenne deinen Weg. Ich freue mich, dir ihn zu künden.“

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Komm mit.

Der Collaborator ballte wie in der Jugendzeit beide Fäuste, schaute in den Himmel hinauf in die Welt hinaus und lächelte, dann sagte er:

„Hast du nicht Unruhe und Unstätigkeit an mir bemerkt?“

„Natürlich. Unser Wiedersehen nach so langer Zeit unter solchen Umständen.“

„Es ist nicht das allein. Erlaube mir eine Frage.“

„Dir ist jede gestattet.“

„Sag', hattest du nie Lust, in ein Kloster zu gehen?“

Reinhard erzählte, wie ihm oft die Anmuthung aufgegangen, dann fügte er hinzu: „Es mag leichter sein, in ein Kloster zu gehen und sich da mit dem Generalgläubiger aller Menschen abzufinden und durch das Vorschieben eines Riegels von der Welt sich zu trennen; das mag leichter sein als sein Thun und Lassen vor einem ganzen Dorf zu erklären und zu entschuldigen.“



„Bah! Wer den ganzen Erdkreis überwindet, der bekommt das Dorf mit drein. O Freund, ich bin glücklich, daß ich das Einzige gefunden habe, das Einzige und Höchste auch für dich. Nein, du darfst nicht verbauern, ich dulde es nicht. O ich kenne den Proceß der Verwahrlosung, er beginnt mit dem ersten losen Knopf, den man nicht annähen läßt. Nein. Mein Woldemar soll nicht an Winterabenden auf den Hochgenuß eines Kartenspiels mit Schulmeister und Schultheiß warten. Klarus, der in eine Skatpartie fällt, das ist zu viel. Nein. Ich lasse dich nicht hier verkommen.“

„Ich möchte dich bitten, mir etwas Selbstbestimmung zu lassen.“

„Nein. Du gehörst nicht mehr dir, deine Steuerkraft wird zum Weltbesten eingefordert. Was Gutes an uns ist, gehört nicht uns, es ist Gemeingut der Menschheit. Seltsam, daß ich nicht im ersten Augenblick daran dachte.“

Er hielt inne und schaute den Freund wie verklärt an, dann sagte er:

„Wir sind nicht mehr hier, die Meereswelle trägt uns, wir sind am Nordpol, am Südpol, und wir sind selbender über der Welt, in der ganzen Welt, das Universum ist unser.“

Reinhard schüttelte den Kopf, diese Verzündung war ihm unfaßlich. Der Collaborator warf sich an seine Brust und rief: „So halten wir uns und das Ueberwältigende soll uns nicht überwältigen. Du ziehst mit auf die große Reise um die Erde. Das ist

ein Leben und wenn es sein muß ein Ende deiner würdig.“

Er wurde so bewegt, daß ihm die Stimme versagte, er that den Hut ab und die schlichten Haare breiteten sich ihm über Stirn und Augen, er schob sie gewaltsam zurück und wie verzücht fuhr er fort: „O Woldemar! Der Ring schließt sich so wunderbar! Erinnerst du dich noch, wie wir als Knaben davon träumten, einst mit einander in die weite Welt zu ziehen, zu den Wilden und auf einer einsamen Insel zu leben? Die Kinderphantasie hatte vorahnende Kraft. Jetzt ist uns gemeinsam das Höchste beschieden. Wir mehren das Wissen der Menschheit von sich selber und von unserm Planeten.“

„Du mehrst aber mein Wissen nicht. Ich verstehe dich noch immer nicht.“

„Verzeih' meinen Ungestüm, meine Verwirrung. Gradaus also: Ich habe mich als Mineralog zu der großen wissenschaftlichen Forschungsreise gemeldet und bin angenommen worden und du, du ziehst mit uns, du hast die Landschafts- und Figurenbilder gleich kultiviert.“

„Was ich leisten könnte, vermag auch eine photographische Maschine und in vielen Fällen weit besser.“

„Nein, nur Leben faßt das Leben. O Freund! Erfast es dich nicht auch, als würdest du von einer ungeahnten Macht in eine höhere Luftschicht gehoben? Du hast keine Heimat, kannst keine finden, du nicht, ich nicht. Nun denn; die Welt gehört uns und wir gehören der Welt. In der Hand des sich immer

höher ausgestaltenden Menschheitskörpers ist ein Dampfschiff mit Mannschaft und Maschinen, was ehemals ein Schlenkerstein war. Fühlst du nicht auch das Große, ein Atom zu sein, aber ein bewußtes Atom im Organismus der Welt? Das ist der Tod des endlichen aber auch zugleich die Auferstehung des unendlichen Wesens in mir, in uns. Ich kann mit unserem großen Dichter, der selber eine Natur war und den Gang der Natur erkannte, ausrufen: Es ist mir wie Einem, der der Morgenröthe entgegengeht.“

„Ich kann dir leider nicht in deine Weltgedanken und auf deine Weltfahrt folgen.“

Mit siegesfrohem hellem Tone entgegnete der Collaborator:

„Wir führen die Fahne des neuen Reiches in unbekannte Welten, und unter dieser Fahne ist allgemeine Lehrpflicht. Du bist eingetragen in die Armee-liste des Geistes und darfst dich der Mobilisirung nicht entziehen. Ich weiß, du willst nichts von Kriegsbildern, laß dir unsere heidnische Frömmigkeit gefallen. Wir sind die Missionäre einer erst zu gewinnenden Offenbarung. Noch Columbus glaubte, jenseits des Meeres das Paradies der Bibel zu entdecken, wir sind die Sendboten des neuen Forschens und Wissens. Und hier meine Hand,“ fuhr er in feierlichem Tone fort: „Rehren wir glücklich zurück, dann ziehe ich mit dir hieher und wir leben und sterben mit einander. In deinem Briefe rief es immer: komm zu mir. Ich rufe jetzt auch: komm zu mir und bleib bei mir, Bruder bleib bei mir!“

„Dein Gedanke ist schön und verlockend, aber zu solchem Unternehmnen bedarf es eines gesunden Körpers und einer reinen Seele. Ich kann beide nicht mehr mein nennen.“

„Du wirst sie gewinnen außerhalb der Welt, über der Welt. Und sterben wir, so ist das Weltmeer, das ewige Eis, unser Grab.“

„Zu spät, ich hafte am Boden, ich kann nicht mehr los, ich bin müde. Hier will ich bleiben, ein stiller Mann, bis die ewige Stille eingetreten ist.“

„Du glaubst, nur noch auf den Tod warten zu dürfen, deine Lebenskraft sei gebrochen, ja noch anders, du glaubst deine Thatenlust sei gesättigt? Du irrst, es gibt keine Sättigung für immer. Du wirst wieder hungrig werden, nach Thätigkeit, nach Liebe . . .“

„Ich bin nicht gesättigt, ich bin erschöpft.“

„Nein, es quillt aus dir. Du darfst nicht hier bleiben. Langsames Verdorren wäre der entsetzlichste Tod. Willst du deinen früheren Irrthum multipliciren und eine unglückliche Ehe mit einem ganzen Dorfe eingehen? Schön! Lache! Du hast noch alle Zähne. Du mußt noch Probleme aufknaden.“

„Ich habe viele wurmföchtig gefunden.“

„Was? Du willst dir selber absterben? Das kannst du nicht. Du darfst nur eines schönen großen Todes sterben. Du willst aus Trotz deiner innersten Natur entsagen und gegen deinen Charakter handeln, das rächt sich, verlaß dich drauf. Du darfst deiner jetzigen Stimmung nicht nachgeben, du gefällst dir jetzt in dieser süßen Schwermuth; du willst unter Menschen

leben, die dir nicht widersprechen dürfen und mit der stummen Natur, die dir nicht widersprechen kann.“

„Ich widerspreche auch dir nicht,“ erwiderte Reinhard scharf, aber sich fassend fügte er hinzu: „Du thust Unrecht an dir, du verdirbst deine guten Gründe mit — sagen wir falschen, die keiner Beachtung werth sind.“

„Du hattest immer nur Aufmerksamkeit für deine Gedanken, nie für die Anderer,“ entgegnete der Collaborator. Das Auge Reinhard's bewegte sich unruhig, der Collaborator achtete nicht darauf und fuhr fort:

„Ich darf dich nicht sinken lassen. Ich muß dich retten.“

„Aber ich will nicht gerettet sein.“

„So sage ich denn: dein Vorhaben ist Wahnsinn, Selbstmord, Verbrechen an dir, an der Todten, an der Welt, an Allem.“

Reinhard biß die Lippen immer schärfer und schärfer.

„Und das ist die Humanität von euch Menschenbeglückern?“ rief Reinhard sich aufrichtend. Dunkle Röthe durchschloß sein Antlitz bis zu den Stirnhaaren hinauf, indem er fortfuhr: „Ihr wollt mit geistigen Torturen zu Euren Heilslehren zwingen! Und du glaubst nach solcher Auseinandersetzung, nach solcher Herabsetzung könnte ich dir noch folgen? Ich erkenne die Competenz des Gerichtshofes Reichenmeyer ferner nicht an. Ich habe dir ein Recht eingeräumt, wie sonst Niemand auf der Welt, aber auch dies Recht

hat eine Grenze. Ich erwarte, daß du dir kein weiteres ehrenrühriges Wort gestattest, ich gestatte dir keins mehr. Du hast an der Seligen im Leben und Tod brav gehandelt, du hast dich bezahlt gemacht, wir sind quitt.“

Die beiden Männer standen auf, sie schritten weiter durch den Wald. In Jedem wogte es mächtig.

Die Sonne strahlte golden durch die Tannen, der Wald stand wie in Feuerduft. Wie gern hätte der Collaborator dem Freunde das gezeigt und wie gern hätte ihm Reinhard zugehört, aber jetzt mußten beide sich verhalten, als ob sie das nicht sähen und sie sprachen kein Wort.

Der Collaborator war tief zornig auf sich, weil er so in Heftigkeit gerathen war. Er mußte sich bekennen, daß im Hintergrunde seiner Seele ein tiefer Groll durch Jahrzehnte zu mächtig geworden war und nun unversehens ausbrach. Er hatte sich die Unvereinbarkeit vom Wesen Reinhard's und Vorle's erklärt und konnte doch nicht davon lassen, Reinhard zu zürnen, weil er trotzdem nicht Glück daraus geschaffen. Er bekannte sich, daß Reinhard eben weil er in Selbsterkenntniß und Selbstanlage stand, reizbar und empfindlich sein mußte, und doch hatte er ihm die bittersten Vorwürfe gemacht.

„Ich habe zu viel allein gelebt und in mich hinein gedacht, ich bin zu eigengesinnt für die Freundschaft.“ Das Alles hätte er Reinhard gern bekannt, aber er kam nicht zu Wort.

Reinhard dagegen war ärgerlich, daß er nicht die rechte Haltung bewahrt hatte; er mußte Welterfahrung

genug besitzen, um den Freund, der es im Grund der Seele doch so gut mit ihm meinte, nicht so weit kommen zu lassen. — Du hast in den langen Jahren des Fremdenlebens vergessen, wie man mit einem brüderlichen Freunde lebt, von dem es keine Entzweiung geben kann. Wen hast du noch, wenn du auch diesen verlierst? fragte er sich. Fehlt dir die Fähigkeit, einen Lebensgefährten zu haben?

So gingen die Freunde stumm neben einander bis da, wo der Weg nach der Höhlmühle einmündet.

Der Collaborator wartete nicht länger auf die Einlenkung des Freundes, er hielt still und sagte in mildem Tone:

„Ich hatte dich betrauert als du noch lebstest und als ich dich gestorben glaubte; ich hätte nicht wieder kommen sollen, es wäre besser.“

„Du willst sagen, Ich hätte nicht wieder kommen sollen,“ fiel Reinhard ein.

Es lag eine Spannung in der Luft und in den Gemüthern, die sich nicht lösen konnte.

Der Collaborator sah den Freund bittend an, dieser aber wendete ihm keinen Blick zu.

Sie gingen weiter, die letzte Bergspitze glühte, die Sonne sank hinab. Da hörten sie von einer Frauenstimme das Lied „Schön Schätzchen wach auf!“ Die Stimme war ein tiefer mächtiger Alt; Reinhard kannte die Stimme, sie hatte ihn ja mit diesem Liede beim Eintritt ins Dorf begrüßt.

Die beiden Männer standen still. Wie oft hatten sie das Lied gemeinsam gesungen, damals in der Binde

und auf der Wanderung bergaus und berglein, sie schauten einander an, dann schlug Jeder den Blick zur Erde. Die Stimme kam näher, Malva mit ihren rothen Zöpfen ward sichtbar. Das Lied brach ab, Malva hielt still, dann rief sie:

„Das ist gut, daß ich Euch begegne, Herr Reinhard. Ei grüß Gott, Herr Reichenmeyer.“

„Bist du nicht des Wendelins Malva?“

„Ei freilich.“

„Du bist groß geworden und sauber.“

Das Mädchen erröthete und sagte: „Herr Reinhard, ich komm vom Höhlmüller, er hat Verlangen nach Euch, Ihr sollet doch wieder zu ihm kommen. Bergeßet aber nicht, daß er nichts vom Tode der Frau Professorin weiß. Er fragt sonst nach Niemand, aber nach ihr fragt er.“

„Wird dir's nicht auch schwer, das zu verhehlen?“ wendete sich Reinhard an Malva.

„O nein! Einem altersschwachen Mann braucht man die Wahrheit nicht zu sagen, so wenig als einem Kranken. Ich habe am Mittag die Fensterläden zugemacht und meiner Stiefmutter gesagt, es sei Nacht, dann ist sie eingeschlafen.“

Der Collaborator zuckte zusammen, als er einen Blick zwischen Reinhard und Malva wahrnahm.

„Seit wann bist du aus der Schule?“ fragte er.

„O schon lang. An jenen Pfingsten, bevor mein Bruder in den Krieg gemußt hat. Wie der Herr Reichenmeyer das letztmal bei der Frau Professorin gewesen ist, war ich noch ein kleines Mädchen.“



„Und bist ein . . . ein Leckes geworden,“ entgegnete Reichenmeyer.

Malva zuckte verächtlich die Achseln und warf die Lippen auf, sprach aber nichts. Als sie sich zum Gehen gewendet hatte, rief sie: „Herr Reinhard, ich möcht' gern ein Wort mit Euch allein reden.“

Reinhard ging zu ihr und sie sagte leise: „Herr Reinhard, traue dem Herr Reichenmeyer nicht. Er ist ungetreu an Euch.“

„Wie?“

„Ich kann das jetzt nicht weiter aus einander geben. Glaubet mir einstweilen.“

„Ich danke dir,“ sagte Reinhard laut und kehrte zu dem Collaborator zurück, dessen Mienen sich verfinstert hatten.

Das Mädchen ging und Reinhard fragte: „Willst du nicht auch den Höhlmüller begrüßen?“

„Ja, ja, gern.“

„Dann bitte ich dich, nichts vom Tode Lorle's zu erzählen, er weiß noch nichts davon.“

In Miene und Geberde des Collaborators zeigte sich, daß er alle Fassung verlor, indem er rief:

„So? Und das kannst du? Du kannst verleugnen? D ich verstehe. Lorle die erste ist todt, es lebe Lorle die zweite. Dein Blick war mehr als bloßes Interesse für eine neue Spielart Dorfkind. Das war nicht nur, weil die rothen Haare jetzt bei Euch Malern beliebt sind. Sag' nein, sag', du irrst dich. D er ist doch noch so weit ehrlich, er kann nicht. Du willst noch einmal? Die Teufel werden lachen und die Engel

werden weinen über solche That, wenn es wirklich Engel und Teufel gäbe," setzte er gewissenhaft hinzu.

Es zeigte sich eine gewaltsame Verzerrung in seinem Gesichte, endlich, seinen ganzen Zorn neu aufraffend, rief er mit mächtiger weithin schallender Stimme:

„O, jetzt verstehe ich Alles. Du bist an diesen Fleck Erde gebunden! O schön, schön, abscheulich schön. Lucullus dürstet nach kuhwarmer Milch. Da geht ein Dorfkind dahin, das du wieder zerstörst.“ Reinhard überglühte es als stünde er in Flammen und dann überrieselte es ihn wieder kalt. Der Freund tastet ein noch nicht vor ihm selbst bekanntes Geheimniß seiner Seele an.

Der Heftige aber fuhr fort:

„Ja, rolle nur die Augen, mit denen du wieder ein Dorfkind bannst, berückst und zerstörst. Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der dir die Wahrheit sagen darf.“

„Genug, sag' ich. Nicht weiter.“

„Nein. Du hast mir das Recht gegeben, Alles zu sagen.“

„Wer das Recht ertheilt hat, kann es auch wieder zurücknehmen, wenn es mißbraucht wird.“

„Alle Welt wird urtheilen wie ich.“

„Es ist sehr bescheiden von dir, die ganze Welt für so weise und so edel zu halten wie dich selber.“

„Ich lasse mich auch durch deinen Spott nicht aufhalten. Da steht der Meister in seinem Künstlerberufe und ist ein Pfuscher, ein Stümper im Lebensberufe. Ich sage dir die Wahrheit, bis du mir die Kehle zu-

drehst, du bist stärker als ich. Du bist nichts als ein Selbstschmelger. Was du Liebe nanntest, war nur Jagd nach Vergnügen. Du hast dein Leben lang nichts geliebt, deine Frau nicht, deine Kunst nicht, dein Vaterland nicht, deinen Freund nicht. Er ist doch noch ehrlich," rief der Collaborator ins Weite hinein und nachspottend setzte er hinzu: „Nie ist ein Mann mehr geliebt worden als ich von Lorle. Ist das nicht rührend? Thu dich auf, du Grabhügel da drüben, der große Mann hier geht über die Welt und hat nie geliebt, nicht damals in Freud, nicht jetzt im Leid. Nie. Pfui und Wehe ringen mit einander um diese morsche arme Seele!"

Reinhard stand da, er hatte die Hand fest um eine junge Lanne geklammert, die Lanne erzitterte wie sein ganzer Leib, aber er bewegte sich nicht, er ließ den Rasenden sich austoben. Plötzlich, wie vor sich selbst fliehend ließ er die Lanne los, wendete sich und rannte mit raschen Schritten thalab in das Dickicht des Waldes.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Blume erblüht in der Gewitternacht.

Es war Nacht, als Reinhard heimwärts ging, er war nicht beim Höhlmüller gewesen, still und einsam hatte er die tiefe Bewegung niederkämpft, aber er kam sich unsäglich einsam vor, nun auch vom Freunde verlassen. Eine tiefe Sehnsucht nach traulicher Gegend bemächtigte sich seiner, als er die Abendglocke läuten hörte.

Der Abend schien die Tageshize nicht abzukühlen, vielmehr zu steigern, fern über den Bergen stieg eine dunkle Wolke auf.

Da kamen zwischen hoch aufgelagerten Stämmen zwei Frauen hervor. Beide grüßten.

„Ach, du bist's, Malva?“

„Ja. Das ist die Frau meines Ohms. Hedwig, warte jetzt da drüben auf mich, ich hab' mit dem Herr Reinhard zu reden.“

Die Frau ging und Malva begann:

„Ja, ich hab' auf Euch gewartet. Ich hab' hinter mir drein den Herr Reichenmeyer arg schreien hören und dann ist er allein an mir vorbei kommen, er hat mit

sich selber geredet, wie einer, der von Zanf und Streit kommt; verzeih mir's Gott, wie ein Hund, der einem Fuhrwert nachbellt und dann wieder heimbellt auf das Stroh in seiner Hütte."

"Das ist nicht recht von dir, so zu sprechen. Er ist mein Freund."

"Euer Freund? Der? Ich will Euch nur sagen, Ihr brauchet Euch von dem nichts gefallen zu lassen, von dem am wenigsten, er hat den Ungetreuen an Euch gespielt."

"Er? Wie? So sprich doch deutlich. Sag mir Alles offen."

"Herr Reinhard," fügte sie hinzu, "ich bin damals noch zu klein gewesen, ich hab' damals noch nicht recht verstanden, was vorgegangen ist; aber so viel mein' ich doch, er hat Eure Frau nicht ungern gehabt und hat gewollt, sie soll Euch in der Zeitung todt ansagen, und wie er das leztemal dagewesen und fort ist, hat die Frau gesagt: den sehe ich nie mehr auf der Welt. Steckbrief, Verschollen, hat sie dann oft vor sich gesagt. Fraget Euren Schwager, der weiß alles besser, er hat ihm auch den Marsch machen müssen."

Reinhard schwieg, nach einer Weile begann er: "Malva, ich will dir was sagen. Ich hab' deinem Vater anbieten wollen, er soll mit Euch Kindern zu mir ins Haus ziehen, ich will nicht so allein sein."

"O das ist prächtig! O lieber Gott wie schön."

"Malva, ich habe Gutes mit dir vorgehabt."

"Das weiß ich."

"Doch nicht Alles. Malva, ich hab' noch warten

wollen, dich brauch ich nicht mehr prüfen, aber mich. Malva, ich habe Böses an Lorle gethan und du lauter Gutes. Ich will dir's vergelten.“

„O redet doch nicht so. Und warum weinet Ihr jetzt? Was ist denn?“

„Malva, bin ich schlecht?“

„Hat das der Brillengucker gesagt? O der!“

„Malva, wenn ich nochmals heirathe . . .“

„Dann gehe ich als Magd zu Euch, wenn Ihr's wolleet. Was Ihr thuet, das ist recht; und was Ihr saget, das thu ich. Ich bin sonst nicht so. Aber Euch kann ich die Händ' unter die Füß' legen.“

„Nein, gib mir deine Hand, und sei du meine Frau.“

Er umhalste sie. Sie machte sich leise los und seine Hände fassend und küssend sagte sie: „Mir ist's, wie wenn die Selige mir eine Besorgung auftraget': Malva, geh, lauf, hurtig, tapfer, mach meinen Reinhard glücklich.“

„O Himmel!“ rief Reinhard, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Malva aber schaute zum Himmel auf und sprach wie betend: „Nicht wahr, du schaust jetzt vom Himmel auf uns herunter? Ja, ja, du giebst deinen Segen.“

Lange sprachen die beiden kein Wort, und auch in der weiten Natur ringsum war es wie banges Anhalten des Athems. Endlich sagte Reinhard:

„Hast du gewußt, daß es so kommen wird? Hast du nichts geahnt?“

„Ich weiß nicht, wie ich sagen soll. Wie ich die

Treppe aufgeschauert habe und der Herr Reinhard so zu mir gesprochen hat, da sind meine Thränen auf die Treppe gefallen.“

„Du sollst in Freude die Treppe auf und abgehen.“

„O lieber Herr Reinhard. Kann's denn sein?“

„Wenn wir allein sind, wie jetzt, nenne mich Wolde-  
mar und nenne mich Du.“

„Das thu' ich nicht. Ich thue nichts im Geheimen,  
was ich vor der Welt verleugnen muß.“

Reinhard stand einer festen in sich fertigen Natur gegenüber, die bei aller Hingebung auch ihre Selbsthaltung bewahrte.

Der Himmel hatte sich verfinstert, ein Blitz zuckte durch die dunkle Wolkenwand, die ganze Landschaft stand in grellgelbem Licht, das rasch wieder in Nacht versank.

„Dort kommt ein arges Wetter herauf,“ sagte Malva.

„Es ist noch weit. Bleib nur.“

Es blitzte und donnerte wiederum und die Waldbäume am Berge bogen sich im Sturmwind hin und her und rauschten gewaltig.

Ein Hund bellte und kam schnell zu den Beiden.

„Das ist des Baumwirths Hund. Euer Schwager kommt,“ sagte Malva und floh schnell nach dem Walde zu.

In der That kam jetzt der Schwager und Reinhard suchte sich zu fassen.

Stephan erzählte, daß der Collaborator in großer Aufregung heimgekommen sei und nach dem Bahnhof

geëilt aber wieder zurückgekehrt sei; er wolle nun hier übernachten. Der Schwager hat nun, daß Reinhard sich von dem Ungetreuen nicht solle vom Dorf abspenstig machen lassen. „Der Herr Reihemeyer darf dir keinen Vorwurf machen. Ich bin dein Schwager. Ich bin ihr Bruder, habe ich dir noch ein einziges ungerades Wort gesagt?“

Da Reinhard schwieg, fuhr der Schwager fort:

„Der Herr Reihemeyer muß froh sein, wenn wir still sind,“ und jetzt erzählte er ausführlich, daß der Collaborator gekommen sei, um Reinhard gerichtlich verschollen erklären zu lassen, wobei er offen gestanden habe, daß er Lorle heirathen wolle.

Der Schwager war nicht wenig erstaunt, da Reinhard entgegnete:

„Ich nehme das dem Reihemeyer gar nicht so übel; er hat sie noch glücklich machen wollen, er hat sie immer hochgehalten. Todt ist todt, und was leben muß, will vergnügt leben.“

„Komm schnell! Es bricht ein arges Gewitter los,“ drängte der Schwager. „Schau, dort durch die Gärten rennt eine Frau! Wer das nur sein mag?“

Reinhard wußte es, aber er schwieg.

Ein mächtiger Wind hatte sich erhoben, die Waldbäume rauschten und brausten und von den Fruchtbäumen prasselte das Obst nieder.

Im scharfen Schritt sagte der Schwager nur noch: „Gott sei Lob und Dank, daß mein Korn geschnitten ist. Dem Hafer schadet's nichts.“

Donner und Blitz jagten einander und als die



beiden Männer eben die Hausthüre erreichten, fiel ein schwerer Hagel nieder, von den festgerammten Tischen im Wirthsgarten prasselte und knatterte es wie rasches Rottenfeuer.

Der Collaborator hatte sich zur Ruhe begeben, aber bald hörte man ihn in der obern Stube hin und her wandern.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### Berkstoffener Sagel.

Also neu beginnen! Wieder lieben, wieder leben! sagte sich Reinhard als er am Morgen erwachte; der Tag begann kaum zu grauen, das ganze Thal lag in dichten Nebel gehüllt.

Er versuchte noch zu schlafen, es gelang nicht.

„Hast du recht gethan? Hat der rasche Ansturm des Freundes dich nicht zu einer Uebereilung getrieben, und du Mensch, der du keine Illusion mehr zu haben glaubtest, bist wieder darin und ziehst ein Anderes hinein?“ wollte es in ihm fragen. „O nein,“ antwortete es schnell — quoll das aus den von ihm so genannter zwei Strömungen seiner Seele? — „O nein,“ antwortete es, es hat sich nur eine vom ersten Tage an gesetzte Thatsache bestätigt und sie ist gut. Ich werde glücklich sein und auch Malva beglücken. So lang ich Künstler war und sein wollte, war ich dessen nicht fähig, was jetzt eben zum Feierabend vergönnt ist. Das macht keine Ansprüche, ist selber gesund und erhält gesund. Wie nur Malva erwacht sein mag?“

Er öffnete die Augen, das ganze Thal stand im goldenen Duft.

Der graue Nebel wird zum Feuerglanz — so beginnt dein zweites Leben.

Reinhard lag im Fenster und schaute hinaus in die Landschaft. Alles hatte sich im Gewitter aufgefrißt, die Luft war kühl und würzig, die Schwalben flogen hoch, an den Waldbergen hingen zerrissene Wolkenflocken, der Bach rauschte vom neuen Zustrome so laut, daß man ihn bis hier herauf hörte.

„Das war gestern ein schwüler Tag, der sich endlich im Hagelwetter befreite. Was Warten auf den Tod! Jeden Tag fängt das Leben an!“

Reinhard war in frischer Spannkraft wie die Natur rings um, da klopfte es, der Collaborator trat bei ihm ein und rief:

„O Freund! Laß dich noch so nennen.“

Reinhard antwortete in heiterem Tone: „Vor Allen bitte ich, nicht mehr in das Fortissimo zu verfallen. Die Bauersleute brauchen nicht zu hören, wie die vollendete Geistes- und Herzensbildung sich ausdrückt.“

Der Collaborator zuckte in sich zusammen, dann begann er in gehaltenem Tone:

„O wie recht hast du! Die Unbildung hat immer einen verborgenen Haß auf die Bildung und freut sich, eine Ursache zur Geringschätzung zu finden.“

Reinhard sah den sofort ins Allgemeine überspringenden Freund verwundert an, und der Collaborator nahm neu auf:

„Ich habe eine Sünde gegen dich auf dem Herzen.“

„Eine alte oder neue?“ unterbrach Reinhard.

Der Collaborator stuzte, dann fuhr er fort:

„Du warst für mich todt und solltest es auch für sie sein. Ich habe geglaubt, daß zwei Leben nicht einsam vergehen sollen. Ja, ich habe deine Frau bestimmen wollen, dich öffentlich für verschollen erklären zu lassen. Das bekenne ich und —“

„Ich weiß das.“

Der Collaborator hielt den Kopf in beiden Händen und fuhr fort: „Ich war stolz auf meine Rechtschaffenheit, aber es soll Niemand ganz aufrecht stehen, bis er in die Grube sinkt. Kannst du mir verzeihen? Ich bitte darum. Ich sehe meinen Fehl vollkommen. Du durftest nicht für sie todt sein und man durfte ihr nicht die Erinnerung an dich zerstören, und ich durfte nicht da ein Glück hoffen, wo dein Glück gescheitert war.“

Reinhard schwieg und der Collaborator begann aufs Neue: „Ich bitte dich, laß uns in Güte scheiden. Du hast es gesagt: nur wer reiner Seele, darf sich so großem Unternehmen anschließen. Laß mich reiner Seele, laß mich ohne bitteren Gedanken sterben auf dem Meere, auf einer einsamen Insel oder im ewigen Eise. Es darf Niemand auf der Welt sein, der ein Wehe von mir im Herzen trägt. Du vor Allem nicht. Ich leide schwer. Du hast es so gut gemeint und ich kränkte dich so tief. Mitten in meiner Raserei spielte schon eine Nebenmelodie in meiner Seele, war etwas in mir selber, was ums Wort bat, aber ich ließ es nicht dreinreden, ich, der Eine verweigerte dem Andern in mir das Wort. O! was ist der Mensch!“

„Ich weiß ihn auch nicht zu bezeichnen,“ warf Reinhard leicht hin.

„Aber ich. Ich habe den schlimmsten Dämon der Menschenseele in mir selber kennen gelernt. Ich habe dir bosshafte unverantwortliche Worte gesagt. Das ist der Dämon des Zorns, der, weil er den Gegner nicht überwunden sieht, ihn mit Giftworten verwundet. Der Zornes-Dämon schleudert Wortwürfe hin, von denen er weiß, daß sie nicht wahr sind; aber eben das reizt ihn, weil er auch weiß, daß solches trotzdem, oder weil es erlogen ist, den Andern reizt und verlegt. Die Theologen haben manchmal recht. Im leidenschaftlichen Menschen ist eine Besessenheit von Teufeln, die aus den Säuen in den Menschen gefahren sind.“

„Dürfte man das nicht seelische Trichinen nennen?“

„Ich danke dir“ entgegnete der Collaborator, „daß du mich neckst. O! Ich sah dich in der Nacht immer vor mir stehen an dem Tannenbaum gleich einem Märtyrer, der die Geschosse auf sich abschnelles läßt und meine Geschosse waren explodirende, völkerrechtswidrige. Laß mich reden. Ich bekenne meinen Fehl, ich bekenne meinen Fehl gern, ich habe schwer gesündigt an dir und an mir. Ich bitte, befreie mich. Es raubte mir den Schlaf, daß ich durch meine Heftigkeit und durch meine Abtrünnigkeit dich in neues Elend hineintreiben könnte. Was siehst du mich so starr an?“

„Dein Fehl war klein und verzeihlich. Ich hatte kein Recht mehr. Ich sollte und durfte für todt gelten. Der Cultus des Todten ist nutzlos, hast du gesagt. Das ist wahr. Hier meine Hand. Alles ist ausgelöscht.“

Der Collaborator faßte warm die Hand des Freundes, der nun in hellem Tone fortfuhr:

„Dein W orthagel ist auch zu Wasser geworden und fließt den Bach hinab.“

Ein Lächeln zog über das Antlitz des Collaborators, das nicht bloß dem Gedanken des Freundes galt, sondern auch der Art des Ausdrucks. Reinhard kannte die Bilderfreude des Freundes, und er setzte mit lustigem Tone hinzu: „Wir Künstler fassen die Welt der Erscheinung als Motive, Ihr Gelehrten macht Gesetze daraus. Siehe sich nicht eine feilische Hagelbildung, eine Hornestkrystallisation feststellen?“

„Ich danke dir. Aber dein Scherz ist nicht bloße unfruchtbare Wortspielerei. Wir müssen es allerdings noch zu einer Physik der Affekte bringen. Die Psychophysik ist dem, was du meinst, auf der Spur. O wie schön ist's, so im Morgenthau beim Heuduft neben dem Freunde zu sitzen!“

Reinhard machte den Freund glücklich, da er ihn fragte, ob die Wissenschaft Heuduft und Thau bereiten könne. Der Collaborator erklärte des Breiteren, daß die Chemie den Heugeruch als solchen nicht aufbauen könne, weil er ein Concert von Gerüchen sei. Dann erklärte er, wie der Thau die Wissenschaft lang geneckt habe, bis man den einfachen Vorgang fand. Trotz dieser Ablenkung kam er wieder auf den gestrigen Zerfall zurück. Als er aber von Malva reden wollte, unterbrach ihn Reinhard:

„Nichts von gestern mehr, dabei bleibt's. Laß uns aber auch nicht deutschgrüblerisch von Zukunft reden. Wenn es Rosen sind, werden sie blühen, sagt ein italienisches Sprichwort. Ich heiße dich auf's

Neue willkommen. Du bleibst also heute noch bei mir?"

„Bis Mittag. Ich bin heute in jeder Beziehung unzufrieden mit mir. Ich muß stark sein, um die Mühen der Forschungsreise auf mich zu nehmen. Heute fühle ich mich so matt. Ich ertrage Seelenschmerzen schwer. Sonst härte ich mich ab, und ich hoffe, meine zähe Natur hält aus.“

„Du bist kräftiger als je,“ bestätigte Reinhard und zum Beweise dafür machte der Collaborator allerlei Turnübungen; er bedauerte, daß zu seiner Zeit die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt war, er wäre durch einjährigen Dienst ein viel festerer Mann geworden. Reinhard mußte zählen, wie lang der Freund Luft einziehen und wieder ausathmen könne. Reinhard lachte nicht; er sagte vielmehr mit ernster Miene: „Schade, daß du dein Flötenspiel aufgegeben. Du wärst den Wilden als ein Wunder erschienen, wenn du auf einem Holze ihnen deine Lieblingsmelodien vorgeblasen hättest.“

„Du sagst das im Scherz, vielleicht im Spott. Aber ich sage dir: alle Religion —“

„Ich weiß, ich habe deinen Hauptspruch behalten: Nur was gesungen werden kann, ist wirklicher Inhalt der Religion.“

„Ich danke,“ entgegnete der Collaborator, er war theils geschmeichelt, theils verdrossen über das Citat des Freundes.

Die beiden Freunde standen mit einander am offenen Fenster und schauten hinaus ins Weite.

„O Freund!“ rief der Collaborator, „mir ist wie einem Genesenden. Da ist die Welt wieder! Sie ist mir tagtäglich ein Wunder. Wie wird mir erst sein, wenn ich als der erste Mensch ein unentdecktes Stück Erde sehe. Ach verzeih, ich weiß, du sprichst nicht gern am Morgen und verzeih auch, ich bin jetzt so redselig.“

Reinhard entgegnete: „Ich habe sogar deine Rede-kunst bewundert. Du bist originell. Ich glaube nicht, daß Demosthenes oder Cicero solche Bilder gefunden hätten. Pfui und Wehe streiten sich um eine arme Seele. Es ließen sich Gestalten bilden, die Pfui und Wehe repräsentiren, aber die arme Seele, die wüßte ich nicht zu gestalten.“

„Ich danke dir. Sprich nur mehr, sprich viel, du hast deinen braven Paß noch, bei dem mir so warm und satt wird. Ich möchte dich immer sprechen hören, der Ton deiner Stimme thut mir so wohl.“

Reinhard empfand die Innigkeit des Freundes, die etwas Liebloses hatte, wie eine Mutter, die ihr lang entbehrtes Kind hegt. Reinhard konnte den leise spöttischen Ton nicht festhalten. Die beiden Freunde waren lange still. Da begann der Collaborator wieder:

„Sieh die Spinne in ihrem Gewebe hier vor dem Fenster und dort die Schwalbe, die im Zickzack fliegt. Wenn die Linien, die die Schwalbe zieht, zu Fäden würden, wäre das ein ähnliches Spinnweb. Das eine findet im Fluge seine Nahrung, das andere in einem aus sich gesponnenen Netz.“



„Schön und sonderbar!“ entgegnete Reinhard, „aber wie die Schwalben und Spinnen sich in ihrer Art nähren, so haben auch wir jetzt die naturrechtliche Pflicht, Kaffee zu trinken, den Frau Broni in voller Rechtschaffenheit und ohne Sichorien-Fälschheit braut.“

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Madonna im Ertl.

Die beiden Freunde saßen im ehemaligen Baumgarten Wendelins.

„Ich glaube,“ sagte der Collaborator, „daß Drest und Pylades in einer Gewitternacht oder sonst einmal auch hart an einander geriethen, eben weil sie die besten Freunde waren. Und weißt du, daß wir eine ähnliche Aufgabe haben, wie die Weiden?“

Reinhard sah den Freund fragend an. Der Collaborator erklärte:

„Wir haben das Götterbild wieder in seinen Tempel zurück zu bringen. Leider hast du keine Schwester, die wir nebenbei retten und die vielleicht den Drest —“

„Ich bitte, mein Kopf ist etwas benommen. Uebersetze dich aus dem Klassischen ins Süddeutsche.“

„Du bist jetzt wieder da, und das Madonnenbild muß wieder an seine Stelle, wohin es gestiftet war.“

„Der Fürst hat es erworben. Ich verstehe nicht, wie er das thun konnte.“

„Der Fürst? O nein, deine ehemalige Gönnerin

und Freundin, die Gräfin Felseneck hat den Wunsch des Fürsten ausgeführt; sie hat durch ihre Schwester gute Verbindungen mit der Klerisei.“

„Wo ist das Bild jetzt?“

„In der Gallerie. Es ist eine Lohnbedienten-Merkwürdigkeit. Du hast doch gewiß auch tiefes Verlangen, das Bild wieder zu sehen. Die Naivetät Vorle's war damals auf deine Künstlerschaft übergegangen; da war nichts Absichtliches, alles nur unschuldige Wirklichkeit.“

„Es wird mir doppelten Schmerz machen,“ entgegnete Reinhard. „Ich möchte, ich weiß es nicht anders zu sagen — ich möchte das Bild sehen, aber die Malerei nicht.“

„Warum?“

„Weil es aus der Zeit stammt, als ich noch nicht malen konnte.“

„Du thust dir Unrecht. Ich habe deine Diana und Endymion auf der Weltausstellung gesehen — ich war mit in der Jury für die mineralogische Abtheilung, damals hieß es ja, du seiest gestorben. — Das Bild ist schön gemalt, mit etwas mehr oder weniger Bravour als die Franzosen und Italiener auch leisten. In deiner Vorle-Madonna ist aber etwas Holbeinisches, das sagen alle Kenner, dein Nachfolger im Amte auch; da ist eine Innigkeit und Wärme, eine Andacht und Liebe, es klingt daraus wie Harfenton und zugleich wie ein Volkslied, ja wie eine Bach'sche Passion, so wahrhaftig, so deutsch, nur deutsch und lauter ganze Noten, keine zerhackten Töne. Das

Bild ist in der Gallerie wie im Exil. Du mußt es erlösen. Ich bin wie du weißt, ein Unkirchlicher, aber ich sage doch, das Bild gehört nur dahin, wo zur Orgel gesungen und gebetet wird.“

Reinhard sah schweigend auf den Freund, dessen Züge wahrhaft schön wurden als er so sprach. Bei all seiner Weichlichkeit und Absonderlichkeit war er doch in Aeußerung der Verwerfung wie der Verehrung ein gewaltiger wahrhaftiger Mensch.

Reinhard legte die Hand auf die Hand des Freundes und der Collaborator hielt still; diese warme Berührung schien ihn mit neuer Lebenskraft zu durchdringen. Er fürchtete sich aber vor einer enthusiastischen Aeußerung und sagte:

„Komm, wir wollen den Wechselbalg sehen. Gehen wir nach der Kirche und sehen wir, was dort hängt.“

Sie gingen mit einander, und der Wirth schaute ihnen verwundert nach.

„Die Herren Gelehrten und Künstler sind doch wunderliche Menschen,“ sagte er zu seiner Frau, „hat man gemeint, die reißen einander die Köpfe herunter, und jetzt sind sie wieder Bruder-ander.“

„Es sind beide grundgute Menschen und gescheit,“ erwiderte Broni, „gescheite Menschen besinnen sich und sind wieder gut mit einander.“

---

## Fünfundzwanzigtes Kapitel.

### Scheiden und Reiden.

Der Collaborator war so harmlos und so redselig wie vor dreißig Jahren, ja das überwundene Gerwürfniß schien seine Mittheilbarkeit noch zu steigern. Er pries die Baumpflanzungen an den Bahnhöfen als Parkanlagen für jedes Dorf. Er freute sich, daß der Fink noch sang, der in den nächsten Tagen aufhören muß; er zeigte Reinhard, daß seit gestern die Wiesen von der aufgeblühten sogenannten Habermarke gelb geworden, er freute sich der Fortschritte im Ackerbau und „Erinnerst du dich noch?“ hieß es, „wie ich vor dreißig Jahren wegen der Armuth bei dem Pfarrer war? Seitdem hat unser Bauernstand am meisten gewonnen, Grund und Boden ist im Werthe gestiegen, die Eisenbahn hat viel haar Geld aufs Land geworfen, die landwirthschaftlichen Produkte haben leichteren Absatz und höheren Preis, die Freizügigkeit hat die Arbeitskraft mobilisirt.“

„Für welche von deinen Wissenschaften gehst du mit auf die Forschungsreise?“ schaltete Reinhard ein.

„Von meinen Wissenschaften? Ich habe kaum eine recht inne; indeß bin ich ein leidlicher Mineralog.“

Die Freunde gingen ins Dorf, der Collaborator wies auf die gut gebauten Häuser hin, gab dem Freunde aber sofort wieder recht, daß diese weißgetünchten Wände durchaus unmalerisch seien.

Bauern mit Cigarren im Munde begegneten ihnen und Reinhard lächelte still als der Collaborator darlegte, welch ein gemüthliches Verhältniß zwischen Raucher und Tabakspfeife verschwunden sei.

„Horch!“ unterbrach er sich, „die Klavierpest ist auch hieher gedrungen. Das ist schon das dritte Klavier, darauf ich hier Klimpfern höre. Ist aber auch wieder gut. Wenn die Mode ins Volk geht, stirbt sie oben ab. Ja, daß ich's nicht vergesse! Bei deiner Sammlung des Volksthümlichen kann dir der Floßberger — ich selber will nichts mit ihm zu thun haben — viel nützen. Dein Plan ist sehr schön.“

Um doch auch etwas beizusteuern, erzählte Reinhard, daß er den Menschenschlag hier zu Lande bei weitem nicht mehr so schön fände wie ehemals; er setzte indes hinzu, daß es wol daher käme, weil er selber alt geworden sei.

Der Collaborator hatte ein Wort der Erklärung auf der Zunge, aber er unterdrückte es, er fürchtete, daß es wieder zu einer Debatte und zu unliebsamen Verhandlungen führe. Reinhard sah ihm an den Lippen an, daß er ein Wort hinabschluckte.

„Ich kann nicht mehr zum Hohlmüller, es ist mir für den Vormittag zu weit,“ sagte der Collaborator, „grüße den Ehrenfesten von mir, aber die Malva möchte ich noch auffuchen. Ich meine, ich war gestern barsch

und ungerecht gegen das Kind, welchem Lorle so viel Liebe widmete. Komm, gehen wir zu ihr.“

„Wir treffen sie jetzt schwerlich zu Hause und wir wollten ja zur Kirche,“ lenkte Reinhard ab, aber er erschrak, da eben Wendelin des Weges kam.

„Wendelin! Ist die Malva daheim?“ fragte der Collaborator.

„Nein, sie ist im Feld.“

„So saget ihr einen guten Gruß von mir und sie soll mir verzeihen, daß ich gestern so . . . so unfreundlich, so grob gewesen bin.“

„Will's ausrichten,“ erwiderte Wendelin und ging durch die Gartenhecken.

„Willst du nicht wie sonst den Schullehrer besuchen?“

„Nein. Ich bin mir noch nicht klar, ob die Schullehrer besser geworden sind, seitdem sie besseres Gehalt haben. Der hiesige findet jedenfalls seinen Vortheil dabei, sich zu den Schwarzen zu halten. Und kennst du das Härteste, was uns die Pfaffen angethan haben?“ setzte er hinzu:

„Was nennst du so?“

„Sie haben das Volk auffällig und widerspenstig gemacht gegen die Bildung, sie haben die alte Zutraulichkeit zwischen uns aufgelöst. Das ist das Härteste und Bitterste.“ Die beiden Freunde gingen nach der Kirche, und als sie das Heiligenbild sahen, erzählte der Collaborator, daß ein vordem heidnisch gesinnter Künstler, der nicht durchdrang, sich in die Gunst des Bischofs gesetzt habe und nun ins ganze Land die

Bilder von alltäglicher Mache bringe, die ihm ein schön Stück Geld eintragen.

Auf dem Heimwege begegnete ihnen der Wallfahrer Caspar, der Reinhard darum ansprach, er solle ihm ein Bild malen für die neue Kapelle, die er erbaue.

„Ich male nicht mehr,“ entgegnete Reinhard.

„An diesem frommen Caspar da,“ sagte der Collaborator im Weitergehen, „habe ich ein Meisterstück der Albernheit gemacht. Ich entdeckte an seiner Bergwiese ein mächtiges Lager von Schwertspath, ich zwingte den Mann fast, einen Schurffschein zu nehmen. Und was ist das Ergebniß? Der Flohberger hat glänzenden theatraischen Ries in seinen Gartenwegen, und der Caspar hat Geld genug zu Wallfahrten, und aus dem Urgestein werden reichliche Peterspfennige. Der Caspar hält sich nun für etwas Höheres, weil er die Wallfahrt nach Rom und Jerusalem gemacht.“

Man kam gegen das Haus zur alten Linde und der Collaborator sagte schon von Ferne, er wolle heute nicht hineingehen, er habe seit gestern zu viel Herzbewegungen gehabt.

Sie gingen vorüber. Der Collaborator schaute nicht auf.

Es war Zeit, daß man nach dem Bahnhof ging. Reinhard legte seine Hand in den Arm des Freundes und dieser die Hand an sich drückend, sagte: „Fühle meinen Arm. Nicht wahr, ich bin stark geworden? Du glaubst auch, daß ich die Strapazen überdauern kann?“

„Ich zweifle nicht. Und nach deiner Rückkehr kommst du zu uns.“ Zu uns? Was meinst du damit? wollte



der Collaborator fragen, aber er unterdrückte auch dies. Diese kurze Spanne Zeit soll durch nichts wieder gestört werden und Reinhard hat unzweifelhaft mit dem Uns das Dorf gemeint.

Man hörte den Bahnzug von ferne rollen und dem Collaborator war's, als habe er seine ganze Pflicht noch nicht erfüllt; er sagte daher:

„Ich habe eine letzte Bitte. Erzeige mir eine letzte Liebe.“

„Und die wäre?“

„Daß mich nur noch einmal von meiner gestrigen Waldwuth sprechen. Bei all meinen bitteren Worten bewegte mich doch nur der Schmerz, daß ich dich vereinsamt und in schwerer Gefahr zurücklasse.“

„Ich bin nicht in Gefahr.“

„Aber wenn du in Gefahr kommst, so denke, es gibt Gefahren, denen zu entfliehen nicht Feigheit ist, sondern höchster Muth, die Kraft, sich selbst zu besiegen. Man rettet einen Nachtfalter, der sich verbrennen will, am sichersten, wenn man das Licht löscht. Nicht wahr, das behälst du mir zu lieb?“

Reinhard bejahte und der Collaborator sagte erleichtert:

„Sieh' lieber Bruder, es war Fanatismus, aber nicht ein solcher der Rechthaberei, sondern der Freundschaft. Freilich war es auch von jener ein Stück. Aber nie wollte ich etwas für mich und sei es nur momentane Superiorität über dich, ein stolzes Gefühl des Sieges und des Wohlthuns. Es war meine tiefe Liebe zu dir, für deine hohe Natur, für deine Würdigkeit. Nicht

wahr, das weißt du, und hast mich wieder ganz lieb ohne Schatten?"

Liebewegt erwiderte Reinhard:

„Jetzt, da wir uns vielleicht auf ewig trennen, darf ich dir Alles sagen. Ich habe deine kindliche Seele nie verkannt. Man sagt im Sprichwort: er ist gut wie ein Kind — man könnte auch sagen, er ist böß wie ein Kind, wie ein böß, das heißt zornig gemachtes, das sich häßlich benimmt, weil sein Selbstwille durchkreuzt ist.“

Mit Thränen in den Augen betrachtete der Collaborator den Freund, und rief: „Jetzt noch möchte ich wiederholen: komm mit.“

„Und ich möchte wiederholen: bleib hier bei mir.“

Lachend mit Thränen in den Augen stieg der Collaborator ein.

Reinhard stellte sich noch auf den Wagentritt und sagte:

„Ich bin der Zuversicht, du kommst wieder. Ich möchte mir deine Redeweise erlauben und dir sagen: Du hast eine goldene Seele im eisernen Körper.“

Der Zug brauste davon und auf dem Wege lächelte der Collaborator vor sich hin: „Eine goldene Seele im eisernen Körper,“ sprachen seine Lippen noch oft. Nur manchmal fuhr es ihm wie ein Schreck durch die Glieder: „Du kommst zu uns.“ Ist damit nicht Malva gemeint? Wie wird das enden?“

## Sechszwanzigstes Kapitel.

### Renaissance.

„Still verborgen muß Alles bleiben, bis der Freund zur See ist; das bin ich ihm und mir schuldig,“ sagte sich Reinhard, als er vom Bahnhof zurückkehrte und wieder einsam war. — Wie von selber fügte sich's, daß nunmehr der Sänger in den Vordergrund trat; er war vom Plane Reinharths unterrichtet und in dienstfertiger Weise berichtete er von da und dort vorhandenem altem' Hausrath und war noch Bedeutenderem vom besten Kunststil auf der Spur. Reinhard legte dem Sänger ausführlich den Plan klar, wie er die schwindenden volksthümlichen Formen festhalten wolle; denn neben der Hauseinrichtung sollte die ehemalige große Wirthsstube mit der Holzsäule in der Mitte eine um den Tisch sitzende Hochzeitsgesellschaft aufweisen; Figuren in den alten Trachten mit Musikanten auf der Erhöhung und daneben möglichst vollständigen Hausrath.

Ulrich äußerte sich beglückt, hiebei mitwirken zu können und seine hochgewölbte Sängerbrust hob sich noch höher. Er trug eine sammetbesezte Jägerjoppe,

die er nach eigenem Geschmack verschönert hatte und das Ehrenzeichen aus dem Kriege war gut sichtbar. Er erzählte gern, wie er mehrmals bei einem sogenannten Sanitätszuge gewesen und Verwundete heimgebracht habe.

Auf Weg und Steg erfuhr Reinhard, wie jedes einzelne Menschenleben neuen Inhalt bekommen in der großen Zeit. Der Mann, der so zufrieden mit einigen Gemeinplätzen lebte, war doch eine tüchtige, in sich feste Natur.

Der Sänger und Reinhard wanderten mit einander bergaus und bergein, sie wanderten die Wege, die Reinhard damals mit dem Collaborator gezogen; diesem war jegliches Begegniß wie ein Wunder voll Bedeutsamkeit erschienen und ließ ihn überall still halten, dem Sänger dagegen war Alles selbstverständlich und erheischte keine besondere Betrachtung.

Vor Allem gewannen sie aus einem alten Schlosse einen wohlerhaltenen Kaminmantel aus der besten Renaissancezeit und er paßte wie abgemessen in die große Wirthsstube, die Reinhard bereits scherzweise sein Museum nannte. Er gab dem Baumeister neue Zeichnungen und besonders kunstreich war die zum Geländer des Söllers, denn das alte war morsch. Es kam eine neue Belegung über Reinhard, die fast als Ersatz für künstlerisches Schaffen erschien, und der Sammeleifer konnte dem vorgeschrittenen Alter gemäß sein.

Während die Stücke des Kamins abgeladen wurden, sprach Reinhard schon jetzt im Sonnenscheine von der anheimelnden Kraft des offenen Feuers und wie er da

sigen und träumen und die Welt vergessen wolle. Noch war alles Gewonnene chaotisch, aber vor dem Auge des Künstlers ordnete es sich bereits zu einem in sich vollendeten Bilde, das eine abgeschlossene Culturperiode darstellte. Leuchter, Trinkgefäße, alte Uhrgehäuse, Schränke, Bettstätten und Tische, auch gute Stücke alter Trachten fanden sich zusammen und der Sänger war ein guter Geleitsmann. Habt Ihr nichts Zerbrochenes oder Verlegtes? fragte er mit ledern Humor in die Häuser eindringend und die Bodenräume öffnend. Unerwartetes kam zu Tage, das der Sänger zu mäßigem Preise erwarb; denn Reinhard behandelte Gelbangelegenheiten noch immer mit einer vornehmen Gleichgiltigkeit.

Reinhard erfreute sich immer mehr an dem frischen und wohlgeordneten Wesen des Sängers, der sich allerdings ständig in Scene zu setzen wußte und etwas Gespreiztes, Theatralisches hatte, aber die einfache Grundnatur kam dabei doch auch zu Tage. Er sprach oft davon, wie glücklich er sei: seine Frau sei zwar weit gebildeter als er — er flocht ihre vornehme Herkunft gern ein — und daß die Recensenten ihm jetzt die bewegte dramatische Darstellung nachrühmen, das verdanke er ihren Aufschlüssen; es sei eben eine besondere Gunst, daß sie beide dem Künstlerberufe angehörten und daneben verständen sie gut bürgerlich für das Alter zu sparen.

Mit den Bauersleuten als ein Zugehöriger verkehrend, hatte er dabei doch etwas Beherrschendes, daß er die Menschen fast wie Requisiten behandelte. Er

hatte eine eigene Sorte Cigarren, die er popularitatis nannte, sie war so kräftig als billig, und indem er sich verschenkte, wußte er die Männer, alt und jung, vertraut und redselig zu machen. Seine Hauptagenten waren seine „Herren Collegen,“ wie er die Nachtwächter in den Dörfern nannte; aber auch die Mitglieder der Gesangsvereine hatte er im Aufgebot und diejenigen, die gleich ihm den Kriegssorden hatten, waren seine Kameraden. Daneben hatte er noch eine besondere Gabe, die ihn da und dort willkommen sein ließ. Vom Kriege her hatte er manche ärztliche Erfahrungen, die er ohne Entgelt angewendete, und als die Beiden einmal auf der Straße dazu kamen, wie ein Mann, der Stammholz geführt hatte, ächzend am Wege lag, während die Umstehenden nur klagten und schrieen, wußte der Sänger schnell einen Nothverband anzulegen, so daß man den Verletzten heimtragen konnte.

Da und dort beim Wandern, auf einer Anhöhe auf einem Felsvorsprunge, jodelte der Sänger hell und mächtig in die Landschaft hinein, so daß die Arbeitenden auf dem Felde aufschauten und manchmal ein junger Bursch oder auch ein Mädchen mit einem frischen Jodelruf entgegnete.

Reinhard sah in dem Sänger ein Stück seiner eigenen Vergangenheit; ähnlich war er selber einst gewesen, damals als er um Lorle freite.

Und jetzt? Etwas wie ein Schreck überfiel ihn, wenn er an Malva dachte, dann aber sagte er sich wieder: du hast ein neues Glück gefunden, wie du es nie mehr erwarten durftest.

Das sagte er sich, aber Tage vergingen, ja eine ganze Woche, ehe er mit Malva selber ein Wort tauschte. Oft durchzuckte es ihn: was wird sie denken, daß du so von ihr fern bleibst? Sie ist stark und fest, antwortete er sich — ich bin zu Liebeständeleien zu alt und habe ein zu schweres Leben hinter mir.

Auch im Hause bei dem Sänger, der ihm Lieder vorsang, war er oft, und die Frau wußte es ihm behaglich zu machen. Sie hatte leise den Wunsch geäußert, daß Reinhard sie male; als er aber erklärte, daß er nicht mehr male, stand sie ohne Empfindlichkeit davon ab. Sie hatte in Erscheinung und Wesen etwas Hohes, was mit ihrem Kollensache zusammenstimmt, und in ihrem Gespräche zeigte sich jene vielverbreitete täuschende Unterhaltungskunst, die es versteht, gebildete Fragen zu stellen, wodurch ein Nebseliger gute Unterhaltung gefunden zu haben glaubt; nur hatte sie die Eigenheit, daß sie mit ihrem mächtigen wohltonenden Organ sich gerne hoher Worte bediente. „Solch ein Morgengang im thaubuftenden Hochwald ist voll Daseinswonne,“ erklärte sie mit Pathos und Ulrich sah dabei glücklich auf Reinhard, der gewiß diese Erhabenheit zu bewundern vermochte.

Sie war indeß voll natürlicher Güte gegen die Angehörigen ihres Mannes und gab Reinhard zu verstehen, daß sie die ehrliche Grundnatur ihres Ulrich hochschätze.

Reinhard war fast überrascht, als er an die Familie Malva's erinnert wurde, denn der Dhm Bahnwärter kam zu ihm und lud ihn zum Lauffchmaus auf den

morgenden Sonntag ein; sein Jüngstgeborener werde morgen getauft und Ulrich und seine Frau stehen Gevatter. Er fügte hinzu:

„Die Malva hat mir gesagt, ich darf den Herrn Reinhard einladen. Sie ist schon die ganze Woche bei uns und pflegt meine Frau wie eine Schwester.“

Reinhard mußte zusagen und es war ihm lieb, zu hören, daß Malva in diesen Tagen nicht zu Hause war.

---



## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Besinn' dich noch einmal.

Reinhard saß am Sonntag Morgen auf dem Langholz an der Sägmühle, dort, wo er sich in der Gewitternacht mit Malva verlobt hatte. Die Mühle stand still und ringsum war sonntägliche Ruhe. Er betrachtete sinnend ein Schwalbennest, in dem die Jungen kaum mehr vom Ausfluge zurückzuhalten waren, so daß die hin und her eilenden Eltern immer warnen und zureden und mit guten Dissen beschwichtigen mußten. Jetzt läutete es, der Taufzug kam des Weges, Reinhard ging ihm entgegen bis auf die Straße. Malva trug das Kind, sie sah ruhig und fromm aus.

„Das ist brav, daß der Herr Reinhard kommen ist,“ sagte sie; in ihrem Ton und in ihren Mienen war auch keine Spur eines Vorwurfes über die Vernachlässigung Reinhard's. Hat sie keinen Vorwurf in ihrer Seele oder weiß sie sich nur vor den Menschen zu beherrschen?

Malva saß nicht mit am Tisch, sie trug das Essen auf und als der Ohm das einfache Mahl gegen Reinhard entschuldigte, sagte sie:

„Der Herr Reinhard verlangt keine Umstände, er weiß, was wir geben können und wie die Menschen hier zu Lande sind.“

Beim Beginn ihrer Rede war die Falte zwischen den Augen Reinhard's immer tiefer und dunkler geworden, jetzt glättete sie sich und ein strahlender Blick ruhte auf Malva, die auch ihn treuherzig ansah, aber ihre Wimper zuckten.

„Was sehe ich?“ sagte der Sänger leise zu seiner Frau, „zwischen dem Professor und Malva geht was vor.“

„Das habe ich schon beim Begegnen auf der Straße bemerkt. Es wäre schade, wenn das brave Kind ins Elend gestürzt würde,“ erwiderte die Frau eben so leise.

Der Sänger erwartete Gäste aus der Stadt, er ging mit seiner Frau bald davon. Reinhard blieb, und verstohlen sagte er zu Malva: „Ich warte im Garten auf dich.“

Sie antwortete nicht, kam aber bald.

„Hast du dir keine Gedanken gemacht, weil ich dich die ganze Woche nicht gesprochen habe?“ fragte Reinhard.

„Nein, ich will dem Herrn Reinhard in nichts ein Hinderniß sein, da kann er ruhig sein.“

„Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht.“

Es zuckte im Antlitz Malva's, ihre Lippen waren energisch geschlossen, in ihren Augen war ein kalter Glanz.

„Was meinst du?“ fragte er nochmals.

Sie wendete den Kopf rasch, wie wenn sie geweckt würde und erwiderte auf die Sägmühle deutend:

„Sehen Sie, die steht still. So ist es auch mit den Menschen. Man kann nicht immer das Rad treiben.“

„Du bist gescheit.“

„Ich glaub's bald auch. Die Menschen sagen mir's alle, und jetzt auch der Herr Reinhard. Ich hab in dieser Woche wenig geschlafen und habe mich viel besonnen. Hoffentlich hat der Herr Reinhard sich auch ordentlich besonnen.“

Jetzt waren in der That wieder die zwei Strömungen im Gemüthe Reinhard's. Wie? Will das Mädchen ihn befreien? Ist aber das nicht ein Verschmähen? Mit einer Schnelligkeit des Gedankens, die keine Worte zu erreichen vermögen, ging ihm durch den Sinn, daß es kein Wesen auf der Welt gebe, das so für ihn geschaffen und so begehrenswerth war, wie Malva. Und diese sollte er jetzt verlieren?

„Ich meine, ich verstehe dich,“ brachte er hervor, da Malva inne hielt.

„Gewiß versteht mich der Herr Reinhard und klar wie der Tag soll Alles sein. Der Herr Reinhard hat sich schon einmal übereilt gehabt, es wäre schlimm, wenn's noch einmal wär'. Ich reiße mir das Herz auseinander, aber ich muß. Ich will nicht das neue Unglück vom Herr Reinhard sein, da soll Gott bewahren.“

In ihrem Gesichte lag der Ausdruck einer entschlossenen Seele und Reinhard erwiderte:

„Ich seh, wie gut du bist.“

„Nein, Herr Reinhard, ich bin nicht gut, was

die Leute so heißen; ich bin nicht so sanft und nachgiebig wie die Selige war. Ich bin nicht so reich und nicht so schön, und wieder nicht so demüthig wie sie gewesen ist. Ich kann Magd sein, ich kann dienen und mir befehlen lassen, aber wo ich Frau sein soll, muß ich das Meinige auch gelten. Soviel hab' ich wohl ausgefunden: Frau Dorle ist immer aufgeschreckt und in Angst gewesen vor dem Herr Reinhard, sie könnte etwas nicht recht machen. Ich hab' gar keine Angst, gar nicht; ich thu' was recht ist und sag' wie ich's versteh, und weiter geht mich nichts an, was ein Herr Reichenmeyer und was sieben Generale und siebzehn Gräffinnen darüber denken mögen. Ich will zulernen, was sich gehört, ich bleib' aber auch, was ich bin. Ich trag' keinen Schleier und keine Handschuhe und bleib' im Dorf und meine Gespielen behalt' ich auch und meine Verwandten und meine Annehmer.“

„Vom Wegziehen aus dem Dorf war nie die Rede.“

„Ja, ja. Aber es ist besser, wenn Alles gesagt ist. Ich hätt's nie geglaubt, daß ich so mit dem Herr Reinhard reden könnte! Aber ich bin nicht umsonst bei der Frau aufgewachsen. Ich muß von der Frau reden. Nicht wahr, ich darf?“

„Gewiß, du bist mir ein Trost, bei dir habe ich meinen Schmerz um meine Schuld und meine Liebe nicht zu verbergen.“

„In der Ehe sind immer beide schuldig, vorher oder nachher, hat sie oft gesagt. Drum soll Alles jetzt an Tag. Ich will mir nicht Unrecht thun, ich bin nicht böß, gewiß nicht, und gegen den Herrn Reinhard

bös sein wäre die ärgste Sünde auf der Welt. Aber er soll wissen, daß ich eigentwillig bin. Ja, ich kenn' mich auch, ich hab' nicht so viel erfahren wie der Herr Reinhard, aber doch auch schon Manches. Ich habe gemeint, ich habe den Waldhüter gern, aber es ist nicht wahr gewesen. Wenn ich's genau überleg', hab' ich nur gern zweistimmig mit ihm gesungen, er singt schön. Wie der Herr Reinhard kommen ist, habe ich's gespürt wie einen Messerschnitt. Der Herr Reinhard soll aber von dem Abend her nicht gebunden sein. Wenn er eine Minute wünscht, daß es nicht wäre, soll's nicht gewesen sein. Lieber springe ich da ins Wasser und ersäufe mich, ehe ich den Herr Reinhard übereilen und ihn noch einmal unglücklich machen will."

„Du bist mein! tausendmal mein!“ rief Reinhard und wollte Malva küssen.

Da brachte der Ohm in einer Wiege den Täufling in den Garten und sagte Malva, sie solle auf das Kind acht geben, damit die Frau schlafen könne.

Als er weggegangen war rief Reinhard:

„Komm her! Hier lege deine Hand zu der meinen auf das Haupt des Kindes und ich schwöre dir: So wahr dieses Kind rein und unschuldig, so wahr ist mein Gelöbniß, ich will dein sein von ganzer Seele und von ganzem Herzen und nichts soll uns je trennen. Und du sagst Ja.“

„Ja,“ sagte Malva und warf sich an seine Brust. Die Beiden hielten sich umschlungen. Ein Flug junger Schwalben flog über die Beiden dahin, zwitschernd und jauchzend in der ersten Fluglust. Und während

Reinhard die Geliebte umschlungen hielt, durchschauerte es ihn, er hörte die Worte, er spürte den Athem wie Lorle damals sagte: „Nicht sterben! Jetzt erst recht leben.“ Ist das jetzt? Was ist Vergangenheit? . . .

Er ließ Malva los und sie sagte:

„Hat der Herr Reinhard auch die jungen Schwalben ausfliegen gesehen?“

„Gewiß,“ entgegnete Reinhard sich gewaltsam fassend. „Es war als wir uns in den Armen hielten. Sie können's durch alle Lüfte verkünden, was sie gesehen haben. Ja Malva, wenn diese Wandervogel sich ihr erstes Nest auf der andern Seite der Erdkugel bauen, dann zieht der alte Wandervogel da auch in sein Nest mit seiner jungen Frau.“

---

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

### Zusammenstimmen.

Wo die Horngruppe gestanden, dort war jetzt das Häuschen des Dhm Bahnwärters, darin Reinhard und Malva still verständigende Stunden hatten. Dort hörte er auch Malva singen, wenn sie in der Kammer den jungen Better in Schlaf sang, denn aufgesordert sang sie selten, aber es ist wol anzunehmen, daß sie wußte, Reinhard lausche draußen auf der Bank im Garten, denn sie sang noch lange, wenn das Kind bereits schlief und nicht Wiegenlieder, sondern Lieder voll Liebeslust und Liebesleid.

Reinhard war ergriffen von ihrer mächtigen Stimme und ihrem tiefen Ausdrucke; er hoffte indeß, sie dahin zu bringen, methodisch singen zu lernen, sprach das aber jetzt noch nicht aus.

Wenn Malva mit hochgerötheten Wangen aus der Kammer kam, reichte sie Reinhard die Hand, und einmal sagte sie: „Ich hab' auch manchmal die Frau Professorin in Schlaf gesungen wie ein kleines Kind, und da hat sie auch ganz rothe Backen bekommen.“

Die ständige Erinnerung an Lorle schien Reinhard

genehm, und wie Malva ständig an die Todte dachte, so hielt sie auch fest, daß Reinhard ihr deshalb um so mehr anhing, weil er mit ihr von Lorle reden konnte.

Wunderlicher Weise fing er aber jetzt nicht mehr von selber davon zu reden an.

Eines Tages sagte er: „Ich habe dir's noch gar nicht ausgerichtet: der Herr Reichenmeyer läßt dir einen Gruß sagen und dich um Verzeihung bitten, wenn er dich beleidigt hat.“

„Ich brauch' keinen Gruß von ihm und er keine Verzeihung von mir, wir gehen einander nichts an.“

„Wer er ist mein Freund.“

„Da muß der Herr Reinhard wissen warum.“

„Wir haben von Kindheit an treulich mit einander gelebt und werden nie von einander lassen.“

„Ist recht. Und wenn er zu uns kommt, soll er unser Ehrengast sein, da soll's an nichts fehlen.“

„Er kommt vorerst nicht wieder, er geht zu Schiff über's Meer.“

„Meinetwegen dahin; wo der Pfeffer wächst.“

„Dahin geht er auch,“ erwiderte Reinhard lachend.

„Nächsten Sonntag über fünf Wochen reist er ab, und an dem Tag ist unsere Hochzeit.“

„So? Just an dem Tag?“

„Ja,“ schloß Reinhard kurz ab; er sagte nicht, daß er die neue Ehe dem Freunde verbergen wolle.

Es schmerzte Reinhard, daß Malva so starr und schroff gegen den Freund, obgleich sie es doch nur war, weil sie meinte, daß er ungetreu an Reinhard gehandelt. Er erklärte ihr, daß der Freund doch recht-



schaffen sei; was er gethan habe, sei in dem guten Glauben geschehen, daß Lorle verwittwet sei.

Malva hörte ihm still zu, sagte aber nichts, und Reinhard hielt inne, Malva zu anderer Ansicht belehren zu wollen. Er erinnerte sich, wie er ein Leben zerstört habe, da er einfaches gerades Denken hatte vervielfältigen und umbiegen wollen. Diese Erfahrung sollte nicht verloren sein. Er sagte sich, daß Malva weder methodisch singen lernen, noch die Einfalt ihrer Empfindungen ablegen solle. Er wollte ihre gesunde, wenn auch schroffe Natur achten und sich ihrer erfreuen. Sie hat festen Lebensverstand und starkes Selbstvertrauen der Welt gegenüber und das ist gut.

Stumm saßen die Beiden beisammen und endlich sagte Malva von ihrer Näherlei aufschauend:

„Es läutet zwölf. Der Herr Reinhard muß jetzt zum Essen. Ich hab' kochen gelernt von der Frau Professorin, und ich weiß alle Leibspeisen vom Herr Reinhard.“

Sie stand auf und Reinhard sagte:

„Wenn du aufstehst, bist du immer überraschend groß.“

„Ja,“ entgegnete sie strahlend, „es wird schön sein, wenn wir mit einander durchs Dorf gehen; ich hab' auch schon dran gedacht, wir haben grad die rechte Größe für einander.“

„Ja, aber ich bin grau und alt.“

„D nein, der Herr Reinhard ist gar nicht alt, nur der Bart ist's, und der Herr Reinhard hat einen Gang, so fest wie ein junger Soldat in Urlaub.“

Wie ein junger Soldat in Urlaub — wiederholte

Reinhard still lächelnd, er hatte schon manches freundliche Wort von schönen Lippen gehört, aber keines erfreute ihn mehr als dieses.

„Weißt du wie alt ich bin?“ fragte er.

„Ja wohl.“

„Und wenn ich bald sterbe?“

„Ein Jahr oder sieben Jahr, oder so viel es ist, glücklich gewesen mit dem Herr Reinhard, das ist mehr als siebzig Jahr mit einem andern.“

„Es ist gut, daß du nicht weißt, wie schön du bist, wenn du so was sagst, wie dein ganzes Gesicht lauter Sonne ist.“

„Ist mir recht, wenn's dem Herr Reinhard so recht ist. Aber jetzt behüt Euch Gott und laßet's Euch gut schmecken.“

Reinhard ging in der That in strammer Haltung voll neuer Jugendkraft heimwärts. Im Stillen war ihm oft die Sorge gekommen: in die Liebe und Hingebung, die der Mann grauer Haare empfängt, ist ein Tropfen Mitleid gemischt, als Geschenk und milde Gabe. War das auch bei Malva?

Jetzt war das Bangen besiegt. Er sah im Weitergehen immer nur Malva vor sich, so fein, so reizend, so urkräftig und ihre Seele so offen und selbstlos.

„Du siehst so glücklich aus,“ begrüßte ihn Broni, „wie wenn dir was Gutes angethan worden wäre, oder wie wenn du Jemand was Gutes gethan hättest. Du bist in den letzten Tagen um zehn Jahr jünger geworden. Gott sei Lob und Dank, daß es dir bei deinen Verwandten so wohl ist.“

Reinhard dankte, es schmerzte ihn, daß er hier bald nicht mehr wie ehedem Verwandter sein werde.

## Neunundzwanzigtes Kapitel.

### Sei stolz.

Der Sänger kam zu Reinhard im Auftrage des Hohlmullers, der sich sehr darüber grame, daß ihn Reinhard gar nicht mehr besuche. Der Sänger setzte indeß sofort hinzu, daß man Reinhard nicht zumuthen könne, immer von Yorle als von einer noch Lebenden zu sprechen, und daß es überhaupt nicht wohlgethan sei, dem Alten den Todesfall zu verhehlen. Er erbot sich, dem Hohlmüller die Wahrheit zu sagen, aber Reinhard hielt ihn davon ab; er wollte nicht in das Verhalten von Schwager und Schwägerin eingreifen.

Der Sänger hatte allerlei Pläne für sich und Reinhard, und dieser ließ ihn gern gewähren. Er verkündete nun, daß heute Abend die Jagd auf der Dorfgemarkung versteigert werde; er wolle dieselbe gemeinsam mit Reinhard erstehen, denn er könne im Winter sich bisweilen frei machen und zur Jagd hieher kommen.

Reinhard willigte ein und er lächelte, als der Sänger hinzufügte, Reinhard könne es bei seinem Ansehen leicht bewirken, daß der Wiener Gilzug hier anhalte, statt im Nachbarorte, dadurch sei es Reinhard auch mög-

lich, Oper und Schauspiel bequem zu besuchen. Reinhard freute sich an dem vielen guten Denken des Sängers für ihn; er sagte indeß, daß er Derartiges genug genossen, er habe nur ein einziges Verlangen und das sei vollkommene Ruhe und stilles Alleinsein.

Reinhard wollte so bald als irgend thunlich, das Wirthshaus verlassen und sein eigenes Haus beziehen.

Neben dem peinlichen Gefühl, daß er gegen Schwäger und Schwägerin seine Absicht verheimlichen mußte, störte ihn vor Allem auch der blödsinnige Fabian.

Reinhard hatte wohl bemerkt, daß man den Armen oftmals eingeschlossen hielt, so lang er da war; er bestand daher darauf, daß man ihm bis zur Unterbringung in einer Anstalt die volle Freiheit lasse. Er bezwang sich und näherte sich freundlich dem Blödsinnigen, dieser aber wich ihm scheu aus, verdroß sich vor ihm und starrte ihn aus einem Versteck grinsend und zähnefletschend an. Der Arme hatte offenbar eine Vorstellung davon, daß Reinhard an seiner Einsperrung schuld war. Wenn er den Namen Reinhard hörte, machte er Zeichen als ob er mit beiden Händen einen großen Bart fasse, er wollte damit sagen, daß er wohl wisse, von wem die Rede sei.

„Ich werde bald in mein Haus ziehen,“ sagte Reinhard eines Tages zu Malva.

„So? Ich hab' gemeint, wir ziehen erst miteinander ein.“

„Nein, du kommst zu mir.“

Malva antwortete nicht, sie sah nur wie verwirrt hin und her und seufzte tief auf. Reinhard bemerkte

es nicht, denn er hielt in stillem Brüten die Hand fest auf die Augen und Malva nickte still vor sich hin, wie wenn sie sich sagen wollte: Vergiß das nie mehr, er ist Herr.

„Ich muß für mich sein,“ fuhr Reinhard fort. „Im Wirthshaus betrachtet mich Jeder so keck, als ob ich zu seiner Unterhaltung aufgestellt wäre, und Manchem ist es unterhaltsam, mich anzureden, er denkt eben an sich und nicht an mich, ob ich auch mit ihm reden will.“

„Das ist recht,“ entgegnete Malva, „das freut mich, daß der Herr Reinhard wieder stolz ist wie sichs ihm gehört. Das ist das Einzige, worüber ich mich mit der Frau Professorin gezanft habe; sie ist nicht genug stolz gewesen und nachher hat's ihr Leid gethan, wenn die dummen Menschen das nicht verstanden und so zuthulich gewesen sind.“

Reinhard lächelte zufrieden. Malva machte freilich aus Allem was man sagt ein anderes, eben weil sie eine Natur für sich war, und Reinhard freute sich, daß er eine solche Natur jetzt richtig zu verstehen wußte.

„Und daß ich's nicht vergesse,“ sagte sie, „das ist grundgescheit. Der Herr Reinhard hat die Jagd gepachtet, jetzt ist der Waldbüter unser Untergebener, nicht wahr?“

„Ja freilich.“

„So gehört sich's. Der Herr Reinhard sollt' eigentlich König sein über Alle.“

„Ich will nicht einmal über dich herrschen, du sollst mich nur herzlich lieben und Geduld mit mir haben.“

Malva wollte ihm die Hände küssen, er aber umhalste sie.

## Dreißigstes Kapitel.

### Alle Lichter brennen.

Der Schwager war sehr erstaunt, daß Reinhard schon jetzt das Haus beziehen wolle; als er aber hörte, daß der Entschluß unumstößlich war, wollte er Reinhard unter den drei Mägden des Hauses wählen lassen, oder auch er schlug ihm vor, er solle einen Knecht zu sich nehmen, denn das dulde er als Bruder nicht, daß Reinhard so allein sei; er sei doch kein junger Mensch mehr. Stephan redete sich indeß von selbst Beruhigung ein, indem er sagte, im Herbst reise er mit Madlon nach Straßburg, wohin deren Vater mit Ida käme, da tauschten sie dann ihre Kinder aus, und Ida wäre gewiß grad recht, um Reinhard das Hauswesen zu führen, sie gleiche in vielen Stücken dem Vorle.

Broni entgegnete ihrem Manne, daß Reinhard schon selber wissen müsse, was ihm gut sei. Sie ließ sich's nicht nehmen, den neu angekommenen Hausrath einordnen zu helfen; sie war nicht wenig glücklich über die vielen schönen Sachen, die der Sänger für Reinhard bestellt hatte und doch war noch das und jenes vergessen — denn ein Mann denkt doch nicht an Alles — das sie

- aus ihrer Wirthschaft nach dem alten Hause bringen ließ.

Es war Abend, als Reinhard nach seinem Hause ging, um fortan für immer dort zu bleiben. „Behüt dich Gott, Reinhard,“ sagte Broni beim Abschied, „und ich wünsch dir, daß der heutige Tag ein neuer Glückstag für dich sei.“

„Was ist denn heut für ein besonderer Tag?“ fragte Stephan in der Nebenstube, wo er einen bessern Rock anzog, um Reinhard zu begleiten. „Stephan, sag ihm aber nichts davon,“ entgegnete Broni, „heut ist ja der Hochzeitstag von ihm und vom Lorle.“

Reinhard konnte es nicht ablehnen, daß der Schwager ihn begleitete, aber im Hause angekommen hat er, ihn allein zu lassen.

Auf dem Heimwege ging der Schwager noch zum Nachtwächter und empfahl ihm, heute und die nächsten Nächte sich beim alten Hause aufzuhalten.

Reinhard war nicht lange allein, er ging durch die Hinterthüre und durch den Garten nach dem Hause Wendelins. Dort hat er Wendelin und Malva, mit ihm in sein Haus zu kommen, er habe was zu besprechen, und hier könne man gestört werden.

Die beiden folgten ihm, und Reinhard hat Malva, alle Lichter, die in Leuchtern aufgestellt waren, anzuzünden. Wein stand auf dem Tische.

„Wendelin, setzet Euch hieher,“ begann Reinhard mit bewegter Stimme. „Ich will Euch was sagen, es muß aber noch unter uns bleiben. Wendelin! Von dieser Minute an sollet Ihr Vater heißen. Seid Ihr einverstanden?“

„Ich heiß schon lang Vater, von dem, der in Frankreich liegt und von dieser da und von den anderen.“

„Ihr sollt auch mein Vater heißen. Ich bitte Euch, mir die Malva zur Frau zu geben.“

Wendelin schaute um und hielt sich am Tisch, daß die Flaschen und Gläser an einander klangen. Reinhard schenkte ihm ein und sagte: „Da trinket.“ Wendelin trank, er trank das Glas ganz aus und sich den Mund wischend, sagte er:

„Sie ist so jung, und —“

„Ihr wollet sagen, ich sei so alt?“

Wendelin lachte hellauf.

„Er ist gescheit. O der ist gescheit!“ rief er. „Weiß der Baumwirth schon von der Sache?“

„Niemand weiß und Niemand soll wissen als wir drei, bis zum Tag des Aufgebots, und ich habe Niemand zu fragen als Euch.“

„Gewiß, den Baumwirth geht's gar nichts an; das Kind ist gestorben, die Gevatterschaft hat ein End'. Es ist schön, daß mir der Herr Reinhard die Ehre anthut und mich noch fragt, ich seh ja schon, Euch zwei kriegt man nicht mehr aus einander. Den Ehevertrag den mach' ich mit dem Herrn Reinhard, da weiß ich schon Bescheid. Jetzt, ich sag Glück und Segen dazu.“

Reinhard steckte den Brautring an die Hand Malva's und Wendelin rief: „Schenket noch einmal ein! Der Wein ist gut, der König hat keinen besseren. So, stoßet mit an.“

Die drei stießen an und tranken. Wendelin trank wiederum ganz aus, dann rief er:



„O Malva, wenn das dein' Mutter noch erlebt, und wenn das das Lorle noch erlebt hätt.“

Die Beiden schrafen zusammen über diesen seltsamen Anruf, und auch Wendelin merkte, daß er etwas Ungeschicktes gesagt habe. Malva bat Reinhard leise, dem Vater keinen Wein mehr zu geben, er sei keinen gewohnt und nun gar so stark.

Wendelin war noch nicht so weit, daß er das nicht merkte, und er sagte: „Du hast recht, Malva. Ich darf keinen Tropfen mehr trinken. Und es muß ja nicht heut Alles getrunken sein. Mein Schwiegersohn schenkt mir ein, so lang ich leb.“

„Ja, Vater, Ihr sollt es gut haben.“

„Ich hab's schon gut. Und ich sag dir, du heirathest geschick. Du hast eine brave Frau gehabt, das ist wahr, aber die Malva, weißt? die ist aufgeweckter, und nicht so wehleidig, die ist stramm, wie die Preußen sagen; wenn Dir einer was anthun will, die steht für den Mann, sie hat einmal den Schreiber vom Rentamt an der Brust gepackt und nieder geschmissen wie —“

„Aber Vater!“

„Nur noch Eins. Zur Hochzeit muß mir der Herr was schenken.“ Malva sah verweisend auf den Vater, dieser aber rief jubelnd: „Eine Trommel ist's, weiter nichts. Der Herr Reinhard muß mir eine rechte Soldatentrommel schenken, ich kann's noch und ich will den Wirbel schlagen. Herrrrr!“

„Da habt Ihr meine Hand. Ihr bekommt die beste Trommel, die es giebt.“

„Mich denkt's,“ murmelte Wendelin glücklich, „mich

denkt's wie wenn's gestern gewesen, wie sich der Herr Reinhard hat austrommeln lassen; damals ist sein Bart noch fuchsroth gewesen, und wir Kinder sind dem Schütz nachgesprungen durchs ganze Dorf, und Abends hat er unter der Linde den Burschen neue Lieder vorgefungen, bis sie sie gelernt haben. Ist's nicht so? Ist nicht Alles so?"

Reinhard bestätigte, und Wendelin war stolz auf sein treues Gedächtniß. Er wollte immer weiter von den lustigen Streichen Reinhard's erzählen, aber Malva bat ihn, inne zu halten.

„Hast recht. Ich red' nichts mehr.“

Vor sich hin lächelte er immer still, denn er dachte an den Grimmsorn des Baumwirths.

„Dein Vater ist wie ein glückliches Kind, das sich nichts als eine Trommel wünscht,“ sagte Reinhard.

Reinhard und Malva saßen Hand in Hand beisammen. Plötzlich löste Malva ihre Hand los und betrachtete dieselbe.

„Was hast du? Warum betrachtest du deine Hand so starren Blickes?“

„Lieber Herr Reinhard laßet mir das. Es ist nicht nöthig und nicht gut, daß man Alles so sagt, was einem durch die Gedanken geht.“

„Nein, sag mir's, was es auch sei.“

„Aber es ist nicht am Ort und ist nicht recht.“

„Du kannst nichts Unrechtes denken.“

„Unrechtes ist es just auch nicht, aber es gehört jetzt nicht hieher.“

„Sag es nur frei.“

„Ich seh' schon, ich muß. Also Ihr wisset ja, daß die Frau . . . die Frau Professorin verordnet hat, man soll ihr ihren Trauring am Finger lassen ins Grab hinein, und da hab' ich meine Hand mit dem Ring angesehen, und hab' in die Erde hinein denken müssen. . . . Jetzt ist's also gesagt, und ich sag auch noch: Dieser Ring da soll in Treuen an meiner Hand sein. So. Und jetzt genug heut an dem Tag.“ Sie sah stier darein, als sie die Worte „heut an dem Tag“ sagte, dann aber faßte sie sich und rief:

„Und jetzt nichts Trauriges mehr. Weiß der Herr Reinhard noch, wie wir uns zum erstenmal gesehen haben?“

„Ja, du warfst mir Rosen auf das Haupt. Wie bist du dazu gekommen?“

„Das war so. Ich sitz' auf dem Heuwagen und hab an gar nichts gedacht, oder doch, ich denk: ach Gott, ich bin so hungrig und wenn ich heimkomm, muß ich erst kochen. Und dabei ist mir's im Herzen doch so lustig, ich weiß nicht warum. Der Herr Reinhard hat das gewiß auch schon so gehabt, es ist einem, wie wenn in der nächsten Minut Jemand käm und schenkt' einem ein goldenes Schloß. Da seh ich einen alten Mann — der Herr Reinhard hat damals so alt ausgesehen — und da denk ich, das ist ein alter General aus dem Krieg oder so was, er sieht so befehlertsch aus; wenn der in die Nähe kommt, der soll die Rosen haben.“

„Du erfrischt mein Alter.“

„Was alt? Ich tanz' noch mit dem Herr Rein-

hard. Das Längerle sagt, so kann's keiner wie der Herr Reinhard."

Aufstehend rief Reinhard:

"Eben fällt mir ein, ich habe dich immer nur bei Tag gesehen, aber bei Lampenlicht siehst du noch viel schöner aus."

"So? Bei Licht betrachtet bin ich noch schöner? Was so ein Maler nicht alles sieht! Was ist? Was soll das?"

"Erlaube mir, deine Zöpfe aufzulösen. So, so. Prächtig! Du mußt als meine Frau immer aufgelöstes Haar tragen." Er wühlte in ihren Haaren.

"Nein, das thue ich nicht. Die Fräuleins tragen's auch so, aber die schaffen nichts. Mit den Pferdemaähnen, die einem immer ins Gesicht fallen, daß man sie zurückschütteln muß, kann man nichts arbeiten."

"Hast recht, aber in Ruhestunden."

"Ja wohl, da puß mich aus wie der Herr Reinhard will."

Von der Straße herauf ertönte plötzlich schöner Chorgesang.

"Das ist der Ulrich mit dem hiesigen Lieberkranz," erklärte Malva, „er hat seiner Schwester gesagt, daß er dem Herr Reinhard, wenn er in sein Haus einzieht, ein Ständchen bringen will.“

Die Sänger auf der Straße sangen ein vor Zeiten von Reinhard ins Dorf gebrachtes Volkslied, dann das Lieblingslied Reinhard's: „Schön Schätzichen wach auf.“

„Das hast du damals auch gesungen,“ sagte Rein-

hard zu Malva. Sie winkte Stille, und jetzt begann ein Solo, das nur von Brummstimmen begleitet war, der Wohlklang von Ulrichs Stimme drang durch die stille Nacht, und er betonte so deutlich, daß man jedes Wort vernahm.

Dort, wo einst du jung gewesen,  
 Willst du nun im Alter sein,  
 Hast dein Dörflchen dir erlesen,  
 Mußt dem Herz den Willen thun.

Schmückte dich am Liber-Strande  
 Reichen Lorbeers Ruhmesglanz,  
 Krönt dich nun im Heimatlande  
 Unserer Lannen schlichter Kranz.

Ein Bauernbursch rief: „Hoch lebe unser neuer Bürger, der Herr Professor Reinhard!“ Dreifach in wohlgestimmtem Rufe ertönte das Hoch.

„Wir wollen durch den Garten heim,“ sagte Malva, „der Herr Reinhard muß die Sänger heraufrufen und ihnen einen Trunk geben.“

„Nein, bleibt, ich gehe zu den Sängern hinab.“

Reinhard ging auf die Straße, sprach seinen herzlichen Dank aus und entschuldigte sich, daß er die Sänger nicht heute bewirthe, er sei zu bewegt, und er hoffe, bald ein Fest anzuordnen.

Während Reinhard auf der Straße war, zöpfte Malva schnell wieder ihr Haar.

•Singend zog die Schaar drunten ab, Ulrich unter seinen Jugendgenossen.

Reinhard kehrte zu den Seinen zurück, er sah stau-

nend auf Malva, aber er sagte nichts, er wollte sie in ihrer Art gewähren lassen.

„Ich mein', wir sollten jetzt heim,“ sagte Wendelin aufwachend.

Vater und Tochter verließen das Haus, Reinhard gab ihnen den Schlüssel zur Hintertüre mit.

„Vater, ich hab' eine Bitt,“ sagte Malva im Garten.

„Du darfst um Alles bitten, ich thu' dir Alles; du machst mich zum König.“

Malva bat den Vater, er möge in der untern Stube, wo Heu lag, bleiben, damit Reinhard nicht so allein sei in dieser Nacht.

„Gast recht, ich will's ihm sagen.“

„Nein, dann leidet er's nicht. So vornehme Herren sind gar scheu, und haben's nicht gern, daß man was Besonderes thut wegen ihrer, denen muß man ungesagt was Gutes kochen.“

„Gast recht! Der kriegt eine Frau, die ist wie angefehmt für ihn. Du bist gescheiter wie das Lorle.“

„Vater, redet jetzt nicht wieder davon.“

„Du glaubst doch nicht, daß das Lorle heut Nacht im Sterbkleide zu ihm kommt, weil er eine andere gern hat? Da hätt' sie viel in der Welt herumspringen müssen.“ Er lachte, und Malva bat ihn, stille zu sein, er aber fuhr leise fort:

„Kennst du auch das Lied von „Heinrich schlief“ der wieder geheirathet hat? Wir haben's oft in der Kaserne gesungen:

„Zwölfe schlug, da drang durch die Gardine  
Eine kalte marmelweiße Hand;  
Wen erblickt er? Seine Wilhelmine,  
Die im Todtenhemde vor ihm stand.“

so sang Wendelin leise und Malva hat ihn dringend,  
doch ruhig zu sein, denn Reinhard könne ihn hören.

„Ach Gott!“ klagte sie, „ihr machet einem noch  
Nengste und ich hab schon Schweres genug heimlich  
nieder zu drücken. Wenn ich es vorher gewußt hätt',  
heut hätt' die Verlobung nicht sein dürfen.“

„Was ist denn heut?“

„Heut ist ihr Hochzeitstag, sie hat ihn immer ge-  
feiert und hat mir erzählt, wie sie mit einander im  
Mondschein gefahren sind und der Rapp ist angespannt  
und der geht in die Luft hinaus. Brauchet Euch aber  
nichts zu fürchten, Vater. Ich fürcht' mich auch nichts  
mehr.“

„Weißt, was mich noch am meisten freut?“ wisperte  
Wendelin sich ermannend, „Das, daß der Schwager sich  
grün und blau ärgert. Ja, guten Morgen Schwager,  
jetzt ist ausgeschwagert. Jetzt sind Wir da. Genug  
und fertig. Auf den Posten!“ schloß Wendelin, „ich  
bin sieben Jahr Soldat gewesen und fürcht' mich nichts.“

Leise wurde nochmals geöffnet, und Wendelin legte  
sich in der untern Stube ins Heu und schlief bald.

## Einunddreißigstes Kapitel.

### Dreißig Jahre und eine Nacht.

Alles still! Nun ist sie endlich erreicht, die so lang erstrebte, fast nicht mehr wirklich geglaubte, vollkommene Ruhe im eigenen Hause, von keinem künstlerischen Streben, von keiner Leidenschaft bewegt; stilles, wünscheloses Dasein.

Dieses Leben mit Malva wird das rechte; ruhig, erfrischend, tief ergeben, und in gewandter Vorsorglichkeit.

Reinhard lag am offenen Fenster und schaute hinein in den Garten; Alles still, nur der Brunnen rauschte, der Brunnen, den sie hatte fassen lassen. Nein, nicht zurückdenken heute, vorwärts! das Leben ruft, ein still beruhigtes.

Ein großer Nachtfalter war hereingeflogen, er flatterte ums Licht. Reinhard erhaschte ihn, ließ ihn hinausflattern in den Garten und schloß das Fenster. Er lächelte vor sich hin, denn er dachte: der Collaborator würde sagen, das ist das Bild deines Lebens, du warst auch solch ein Falter, der sich verbrennen wollte, und eine milde Hand rettete dich und gab dich dem Leben wieder.



Es schlägt ein Uhr vom Kirchturm, die Geisterstunde ist vorüber. Reinhard löschte die Lichter und legte sich nieder.

Schlafe jetzt! sagte er sich fast laut, aber der Schlaf läßt sich nicht befehlen.

Da ist die Stube, darin sind dreißig Jahre Leben verbracht, zahllose, wortlose Gedanken schweben in der Luft. O, du Meine, Holde, wie schwer hast du getragen und wie schwer büße ich. Wie ist es möglich, daß so viel inniges, süßes Leben todt ist? Jene Sitte der Hindu's, daß Gatte und Gattin mit einander im Feuer verzehrt werden, war schön und tief.

Wendet euch weg, ihr Gedanken, wendet euch zu jetzt, zu heute, zu morgen.

Ich werde mich nicht im Dorfe trauen lassen, ich will dem Wendelin sagen, daß er mit Malva an einen einsamen Ort kommen muß, dann reisen wir hieher.

Wenn das Lorle das erlebt hätte, hat der einfältige Wendelin gesagt, das kam doch heraus wie eine Wirrnis.

Horch! Was ist das? stöhnt es nicht unter dir?

Reinhard richtete sich auf. Es ist still. Wunderlich, wie abergläubisch man werden kann! Es war doch etwas wie Stöhnen aus tiefer Menschenbrust. Ich will künftig nachsichtig sein gegen den Aberglauben der Menschen. Die Aufregung gaukelt uns allerlei vor. Das werde ich dem Collaborator berichten.

Reinhard suchte seine Gedanken an den Collaborator zu heften. Das Denken an ihn giebt Ruhe, und er würde gutmüthig lächeln, daß ich ihn als Schlafmittel suche.

War das nicht wieder ein Stöhnen?

Malva hatte recht, wir hätten erst gemeinsam einziehen sollen und der Schwager hat auch recht, ich hätte einen Knecht zu mir nehmen sollen. Aber seit wann bin ich denn so feig? Schäme dich! Morgen schaff ich mir einen starken, treuen Hund an. Wie ich das nur vergessen konnte.

Der Nachtwächter ruft Zwei. Also schon eine Stunde! Ich will den Mann herauf rufen, aber was sage ich? Nein, die Nacht ist lind, ich bin so aufgeregt, ich will nicht schlafen und kann nicht, ich wandere hinaus. Nein! Vor was fliehst du denn? Du mußt schlafen.

Halt! Das ist keine Täuschung! Jetzt wälzt es sich vor deiner Thür, es raschelt, es knackt. Mit zitternder Hand macht Reinhard Licht, er öffnet die Thür, da schreit es: Vorle! Vorle! Das Licht entfällt seiner Hand und ein Dämon umschlingt ihn und würgt ihn. Reinhard schreit laut auf, da poltert es die Treppe herauf. Was ist? Wer ist da? ruft Wendelin. Reinhard schreit mit halb erstickter Stimme. Da wirft sich Wendelin auf den Angreifer, reißt ihn los und wirft ihn zu Boden wie einen Sack.

„Licht! Licht!“ ruft er, „was ist das?“

Es gelingt Reinhard, Licht zu machen, und da sehen sie den blödsinnigen Fabian auf dem Boden stöhnen.

„Du bist's, du verfluchter Kerl,“ schreit Wendelin, „und du hast mich in den Finger gebissen.“ Reinhard mußte Einhalt thun, so grausam mißhandelte Wendelin den Blödsinnigen.

Der Blödsinnige sah sich kaum befreit, als er zum Angriff überging, und beide Männer bedurften aller Kraft, um ihn zu bewältigen. Wendelin band ihm endlich Hände und Füße zusammen.

Der Nachtwächter kam, und bald nach ihm der Baumwirth.

Lorle! schrie der Blödsinnige, als man ihn davon trug; es war, wie wenn ein Thier das Wort rief, es war nicht wie eine Menschenstimme.

Der Tag brach an, ein heller, frischer Tag. Der Baumwirth kam wieder und suchte Reinhard zu beruhigen.

„Der arme Kerl hat geglaubt, daß Lorle sei wieder da, da er Licht im Hause gesehen hat, und du bist selber schuld; du hast darauf bestanden, daß wir ihn nicht mehr einsperren. Wendelin!“ wendete er sich plötzlich, „wie kommst du daher? Was hast du hier zu thun?“

Noch bevor dieser antworten konnte, fiel Reinhard ein: „Ich danke Euch herzlich, lieber Nachbar. Gehet jetzt heim, ich komme bald zu Euch.“

Wendelin ging in sich hinein lächelnd davon. Der Schwager blieb bei Reinhard.

## Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ist die Schuld ein lebendiges Gespenst?

„Du brauchst deswegen nicht bereuen, daß du das Haus gekauft hast. So etwas kommt nicht mehr vor,“ tröstete der Schwager. „Morgen am Tag oder heut noch — der verfluchte Wendelin hat ihn arg geschlagen, aber es thut ihm nichts — heut noch bringe ich den Fabian in eine Anstalt.“

„Warum hast du das nicht früher gethan?“

„Ich habe gemeint, du thust's und versorgst ihn überhaupt.“

„Ich? Warum ich?“

„Ich red' nicht gern drüber, ich mach' dir nicht gern ein schweres Herz. Du weißt doch, wie alt der Fabian ist?“

„Nein.“

„Das weißt du nicht? Er ist grad so lang auf der Welt, als das Lorle heimkommen ist.“

Der Schwager sah Reinhard so seltsam, bald so scheu, bald so vertraulich an, daß das Ungeheuerlichste Reinhard als möglich erschien.

„Was hat die Heimkehr Lorle's mit Fabian zu thun?“

„Ich sag dir's nicht gern, du bist heute ohnedies verstört, du siehst aus, wie wenn du aus dem Grab kämst.“

„Sprich, was ist?“

„Ja, bis jetzt hats kein Mensch gewußt außer dem Bezirksarzt; und der ist gestorben.“

„Was ist denn? So sprich doch gradaus.“

„Du zwingst mich also? Ich sag's. Der Fabian ist von dir und vom Lorle . . .“

„Wie? Was? Bist du von Sinnen? Willst du mich verrückt machen?“

„Laß mich doch ausreden. Ich mein's ja nicht so. Er ist unser Kind, natürlich . . . Aber . . .“

„Was aber?“

„Also damals ist meine Frau mit dem Fabian gegangen und von dem Schreck über Lorle ist das Kind als blödsinniges zur Welt gekommen. Versprich mir,“ fügte er hinzu, indem er die Hand Reinharbs faßte, — sie war starr und kalt — „sag meiner Frau nichts, daß ich dir das gesagt habe. Du hast mir jetzt die Hand drauf gegeben. Jetzt sei ruhig . . . Schau, dort kommt meine Frau, sie bringt dir Kaffee. Ich geh, und du, du hältst dein Wort.“

Reinhard erwiderte nichts.

Hat sich die Schuld in ein lebendiges Ungeheuer verkörpert?

Broni kam. Reinhard starrte sie stumm an, sie aber war voll berebter Zutraulichkeit und freute sich, daß jetzt wieder Tag sei, und am Tage ließe sich Alles ordnen.

„Sag', was hast? Was siehst du mich so an, wie wenn du mich noch nie gesehen?“ fragte sie.

„Wie geht es Fabian?“ fragte er endlich.

„Er hat gegessen und getrunken und ist so wie immer. Der einfältige Wendelin hat seinen Zorn auf meinen Mann an dem armen Wesen ausgelassen, aber der Fabian ist hartschlägig, der spürt nichts, das ist so bei der Art.“

„Broni! Verhehlst du mir nichts?“

„Ich wüßte nicht.“

„Wie alt ist der Fabian?“

„Dreißig Jahr. Und man veründigt sich, wenn man ihm den Tod wünscht. Er hat freilich nichts vom Leben . . .“

„Broni! Dir glaube ich. Sag' offen. Haben wir . . . Habe ich an Fabian . . .“

„Hat dir mein Mann gesagt?“ schrie Broni laut auf, sie wurde stammroth und rasch schwand alle Farbe aus ihrem Gesichte.

„Broni, du bist so gut gegen mich und ich, ich habe dir so Schweres . . .“

„Also, er hat dir's gesagt? Du hast schon schwer genug zu tragen, und wer weiß, ob's wahr ist. Der Doktor hat's freilich gesagt, (aber, Alles wissen die Doktor doch nicht, und du kannst nichts dafür und das Vorle kann nichts dafür. Ich allein bin schuld. Warum bin ich so schreckhaft? Und Jedes muß was haben, und Gott hat mir sonst lauter gesunde Kinder geschenkt.“

Lange herrschte Stille. Endlich fragte Reinhard:

„Wußte Lorle auch? . . .“

„Sie hat wenigstens nie ein Wort darüber gesprochen. Freilich, sie hat über Dinge, die sie nicht sagen wollte, schweigen können wie ein Beichtvater. Und Geduld hat sie mit dem Armen gehabt wie ein Engel und ihr hat er auf einen Wink gefolgt und er kann sonst nichts reden, aber du hast's ja gehört, ihren Namen kann er sagen.“

Broni wußte mit großer Verebtsamkeit das Ungeheuerliche Reinhard aus der Seele zu nehmen und sie schonte sogar ihren Mann nicht, der dem Doktor etwas eingeredet habe, um sich selber von einer bitteren Festigkeit zu entlasten.

„Darf ich dir was ratthen? Darf ich dir Alles sagen?“ begann sie aufs Neue.

„Gewiß. Du meinst es ja so getreu.“

„Es kann's Niemand auf der Welt getreuer mit dir meinen. Also überleg dir, was ich dir sag; ich sag dir: Bleib nicht hier. Du passst nicht hieher. Es ist ganz recht, daß du neben dem Lorle begraben sein willst, aber deswegen brauchst du dich nicht hier lebendig begraben. Du kannst das Haus behalten, ich will dir's sauber halten und du kommst manchmal her. Aber bleib nicht für immer hier. Es ist nicht gut für dich, so allein zu sein. Du bist noch zu — fast hätte ich gesagt, zu jung und du machst dir auch zu viel Gedanken. Ich nehm dir's nicht übel, daß du meinen Vater nicht mehr besuchst. Kann mir's denken, daß es dir schwer wird, von Lorle zu reden, wie wenn sie noch lebte, kann Ich's ja kaum. Glaub mir, wenn

das Lorle vom Himmel herunter reden könnte, es thäte dir auch sagen: Bleib nicht hier. Du brauchst mir jetzt kein Antwort zu geben. Ich sag nur, überleg dir's."

Reinhard war nahe daran, Broni seine Verlobung mit Malva zu bekennen, und er erschrak, da Broni wieder aufnahm:

„Wenn du wieder heirathen könntest, thäte ich sagen: bleib hier, laß dir's die paar Jahre noch wohl sein. Der alte Baron Hahnenkamm hat in deinen Jahren auch wieder geheirathet und hat zwei schöne Kinder. Aber freilich! wer das Lorle zur Frau gehabt hat, kann nicht wieder heirathen. Jetzt aber hab ich genug geschwätzt. Jetzt behüt dich Gott! Leg dich noch hin und schlaf. Ich mach' die Laden zu.“

Sie ging und Reinhard schlief in der That bis zum Abend.



## Dreiunddreißigstes Kapitel.

### Zweierlei Botchaften.

Ist es Folge des Alters oder der heftigen Gemüths-  
bewegung und innerer Seelenkämpfe? Es wirkten  
wol beide Ursachen zusammen, daß Reinhard mehrere  
Tage gar kein anderes Verlangen hatte als nach  
Ruhe. Er war doch nicht so kräftig, als es den Ans-  
schein hatte und er schlief jetzt stundenlang am Tage  
und von Sonnenuntergang bis zum Aufgang. Die  
Ermattung dauerte an, man wollte einen Arzt zu  
Rathe ziehen, Reinhard wehrte ab, er fühle keinerlei  
Schmerz und Beunruhigung, nur eine Müdigkeit, die  
fast angenehm sei, wie ein Ausruhen nach langer Berg-  
wanderung.

Der Sänger bewährte eine wohlthuende Sorgsam-  
keit. Reinhard dankte ihm nochmals für das Ständ-  
chen und die Worte des Liedes.

„Die sind nicht von mir,“ entgegnete der Sänger,  
„die hat meine Frau gesagt. O, sie könnte noch in  
anderer Weise berühmt sein. Sie haben ihr einmal  
das Wort des Hohl müllers erzählt, man muß da alt  
sein, wo man jung war, und darauf hat sie die Verse  
gesagt.“

Malva umkreiste das Haus von allen Seiten. Warum durfte sie Reinhard nicht pflegen?

Sie schickte endlich ihren Vater zu ihm, der gerade in der Minute kam, als Reinhard nach ihm verlangte.

Reinhard bat den Sänger, ihn mit dem Manne allein zu lassen.

„Sie hat mir einen Brief mitgegeben,“ sagte Wendelin, nach der sich schließenden Thüre umschauend, „sie hat gemeint, ich könnt's nicht recht ausrichten.“

„Gebt her!“

Reinhard las: „Kein anderer Mensch auf der Welt hat das Recht, meinen Herrn Reinhard zu pflegen und zu warten als ich, und kein anderer Mensch auf der Welt kann es so wie ich. Und da laufe ich wie aus der Welt ausgesperrt herum. Ich mache mir nichts drauß, was die Leute sagen könnten; ich bitte mit aufgehobenen Händen, daß der Herr Reinhard mich zu sich kommen läst. Will er's vor der Welt sagen, wie's mit uns ist, um so besser. Ich bitte, ich bitte nur um ein einzig Wort, ich vergehe vor Jammer. Verzeih', daß ich so bin, aber ich wär's nicht werth, wenn ich nicht so wär', und ich bin bis in den Tod Dein und ewig Dein.“

Da Reinhard, nachdem er gelesen, den Brief still betrachtete, sagte Wendelin:

„Nicht wahr, sie schreibt gut? Sie kann schreiben wie ein Advokat. Sie ist die erste in der Schule gewesen.“

„So sag' ihr viel tausend herzliche Grüße und ich sei nicht krank und werde morgen ausgehen; sie solle Geduld haben. Ich komme bald.“

In der Thüre wendete sich Wendelin nochmals und sagte: „Ja, daß ich's nicht vergeß. Daß mit der Trommel ist nur Spaß gewesen. Ich stehe Gottlob so, daß ich mir selber eine Trommel kaufen könnt' und ich nehme von Niemand was geschenkt.“

Reinhard wußte, woher diese ungewöhnlich lange und zusammenhängende Rede des Wendelin stammte.

Wendelin bat noch, daß sein zweiter Sohn, der Stiefbruder Malva's, fortan im Hause Reinhard's schlafen dürfe. Reinhard willigte ein und sagte, er solle später das Reitpferd besorgen, das er sich anschaffen wolle, und jetzt solle Wendelin den Hund herbringen lassen, den er dem Waldhüter hatte abkaufen wollen.

Wendelin ging lächelnd davon.

Reinhard las den Brief wiederholt, dann holte er eine alte Briestafche und nahm ein vergilbtes Blatt heraus, es war der letzte Brief, den Lorle damals hinterlassen hatte, als sie ihn heimlich verließ. Der Gedanke wollte sich in ihm regen, daß Malva ihn nicht so verlassen, sondern seine Umkehr und Heilung abgewartet hätte. Wie um diesen Vorwurf zu verschweigen, las er den Brief der Verstorbenen laut, die Spuren der Thränen, die aus dem Auge der Verstorbenen auf das Papier geflossen, waren noch sichtbar, und was noch von Widerstreit in Reinhard's Seele war, löste sich in Thränen auf.

Während Wendelin bei Reinhard gewesen war, saß die Frau des Sängers mit Broni in der großen Wirthsstube, deren Fenster nach der Straße zu gingen. Broni sprach die Vermuthung aus, Reinhard werde auch nur

zeitweilig hier bleiben und wahrscheinlich nach der Residenz ziehen; die Frau des Sängers wollte das nicht glauben.

„Wunderlich!“ sagte Broni, „was nur die Malva hat. Sie geht jetzt seit einer Viertelstunde schon zum drittenmal am Haus vorbei. Sehen Sie? Jetzt geht sie ihrem Vater entgegen. Er sagt ihr etwas, und sie faltet die Hände, und jetzt fährt sie nach den Augen. Ich glaub' gar, sie weint.“

Broni öffnete das Fenster und rief: „Malva, komm herauf!“

„Ich danke. Ich kann jetzt nicht,“ erwiderte Malva mit thränenvoller Stimme und ging mit ihrem Vater heimwärts.

Als Reinhard wieder zum erstenmal durch die Dorfstraße ging, hörte er hinter sich sagen: Des Lorle's Reinhard! Er schaute nicht um. Darf er noch so heißen?

## Vierunddreißigstes Kapitel.

### Die Welt ruft.

Im Gefühle der Genesung und einer festen starken Liebe ging Reinhard durch das Dorf und über die Felder; alle Menschen sahen so heiter drein, denn sie schauten in sein neu belebtes Antlitz. Er mußte sich oft besinnen, daß er schon einmal ein Leben gehabt und daß er schon so alt sei; das Dasein schien erst jetzt zu beginnen.

Die Welt draußen aber hatte ihn nicht vergessen. Es kamen drei Briefe auf Einmal, der eine war aus Rom, der andere trug ein gräßliches Siegel und der dritte das Siegel des Fürsten.

Reinhard öffnete den aus Rom zuerst. Angela schrieb: „Ich habe Deine Adresse erfahren. Dein Freund, der Bildhauer, mit dem grausamen Namen Kneitler, hat mir's verrathen. Willst Du also in der That Deinen teutonischen Wunsch ausführen und dich in den dunkeln Wäldern Deiner Heimath begraben?“

Wenn Du kannst, vergiß mich.

Der Papagei ruft jetzt eben Deinen Namen. Wenn Du von heute an in drei Wochen nicht hier bist, muß

der Schwäger sterben. Ich danke dir indeß, daß Du mir Deine Bacchantin hinterlassen.“

Reinhard schaute eine Weile drein, als müßte er sich auf einen Traum besinnen, dann steckte er den Brief zu sich. Er öffnete den zweiten und las:

„Eine alte Freundin — wirklich alt und wirklich Freundin — ruft dem Jugendgenossen Willkommen in der Heimath zu. Finden Sie in dieser Photographie noch etwas von den alten Zügen? Das Herz läßt sich leider nicht photographiren, sonst würden Sie es sofort wieder erkennen.

Sie sind wieder im Vaterlande, ich weiß aber nicht, ob Sie eine alte, nein, ich sage eine junge innige Beziehung fort erhalten wollen. Ich möchte Ihre Einsamkeit nicht stören, nur wissen sollen Sie, daß Sie untergessen sind von — darf ich mich noch so nennen? — Ihrer Freundin, verwitwete Ida von Felseneck.

(Brieffschleppe): Die Baronesse Arden in Ihrer Nähe ist meine älteste Tochter.

Ich bringe in der Regel die Herbstmonate bei ihr und meinen Enkeln zu.“

Ohne weitere Zögerung öffnete Reinhard den dritten Brief, es war ein eigenhändiger vom Fürsten, der ihn einlud, nach der Residenz zu kommen und den Tag seiner Ankunft zu melden.

Die ersten beiden Briefe übergang Reinhard mit Stillschweigen, vom dritten aber erzählte er Malva und fragte:

„Was meinst du? Ich kann ablehnen, ich bin frei. Ober soll ich doch hingehen?“

„Ich glaub', der Herr Reinhard fragt mich nicht nur, er will mich auch hören.“

„Gewiß.“

„Ich mein', da muß man hingehen; es ist eine große Ehre und es schickt sich auch.“

Malva hätte gern aller Welt gesagt, daß Reinhard zum Fürsten gerufen sei, aber sie mußte schweigen.

Der Baumwirth dagegen verkündete im ganzen Dorfe, daß sein Schwager, der Professor, eine Einladung vom Fürsten bekommen habe; er sprach das so gelassen und selbstbewußt aus, als wollte er sagen: das gehört sich für uns, und es ist nur schade, daß ich eine solche schmachhafte Nachricht nicht auf die Beche setzen kann.

### Fünfunddreißigstes Kapitel.

Zieh Handschuh an.

„Das ist herrlich, daß Sie mitreisen,“ sagte der Sänger, der gekommen war, um sich bei Reinhard zu verabschieden, da die Ferien zu Ende waren und die Theatersaison begann. „Es ist mir lieb, daß ich Ihnen gleich den Tamino singen kann. Meine liebe Gisela sagt, daß mein hohes B noch viel reiner und voller geworden sei. Ich freue mich, Ihnen meine Arie in Es dur zu singen.“ Diese leise vor sich hinsummend, setzte er hinzu, daß Reinhard von den Kindern nicht belästigt werden solle.

Am Morgen der Abreise stand der erste Herbstnebel im Thale, und der Sänger hielt sich ein seidenes Tuch an den Mund. Es waren beim Abschied Ulrichs weit weniger Menschen als bei der Ankunft, denn es war eben nicht Sonntag. Martin hatte sein Alltagsgewand an, die Schwester war da und mit ihr der Pathe, den aber Malva auf den Armen hatte.

„Das ist schön, daß du auch da bist,“ sagte der Sänger, dumpf in das Tuch hinein sprechend zu Malva; sie lächelte.



„Aber das Kind hättet ihr bei solchem Nebel zu Hause lassen können,“ sagte die Frau.

„Es ist ein starkes Kind, dem Schadet's nichts,“ entgegnete Malva.

Die Kinder Ulrichs, die große Blumensträuße trugen, hatten die Volkstracht abgelegt und waren wieder modisch gekleidet.

Der Zug kam an, der Abschied war übereilt, der Sänger küßte seine Schwester und reichte dem Vater die Hand. Reinhard küßte das Kind auf dem Arme Malva's.

Der Zug ging ab, und da man hier durch die ganze Reihe der Wagen gehen kann, wanderte der Sänger alsbald umher, um nach Bekannten auszuschaun; er kam zurück und berichtete, daß er ein Abenteuer ersten Rangs erlebt habe; die Nonne, die Bruderstochter des Höhlmüllers, sei im Geleite einer andern Nonne mit auf dem Zuge; sie halte den Blick auf ein Drevier geheftet und bewege lautlos die Lippen, es sei ihm aber unzweifelhaft, daß sie ihn gesehen habe.

„Sieh dir sie an,“ sagte er seiner Frau, „es ist eine Studie für deine Rolle als Mehtiffin.“

Lächelnd erzählte die Frau, daß die Nonne eine Jugendliebe ihres Mannes sei.

„Sie ist eine Verwandte Ihrer Seligen,“ setzte der Sänger halb ablehnend hinzu, „ihre Großmütter waren Schwestern und sie haben auch Ähnlichkeit.“

Die Frau winkte ihm unwillig, denn sie sah die Betroffenheit in den Zügen Reinhard's, der sich schweigsam verhielt.

„Herr Professor,“ wendete sich die Frau an Reinhard. „Finden Sie nicht auch, daß das Wort Sommerfrische hoch bedeutsam, und es ist neu in unserer lieben deutschen Sprache. Wissen Sie vielleicht, von wem es stammt?“

„Ich glaube von Ludwig Steub, dessen Schriften selber voll Sommerfrische sind.“

Man fuhr eine geraume Strecke am Rande eines Lustschlosses vorüber, auf welchem die Fahne flatterte.

„Die Fürstin Mutter sind noch nicht in der Residenz,“ sagte der Sänger und war voll Entzücken über die schönen Anlagen, darin Springbrunnen sprangen, schöne Blumengruppen glänzten, und helle Wege sich durch die künstlerisch geordneten Wiesen und Baumgruppen schlängelten. Man sah einen leichtgebauten Pavillon, der von Schlinggewächsen bedeckt war, und Frau Berger sagte mit vollklingender Stimme: „O die farbenbunten wilden Nebenranken!“ und ehe Reinhard auf ihre Frage nach den römischen Gartenanlagen antworten konnte, sagte der Sänger mit bedeutsamem Blick zu Reinhard gewendet: „Ja, die Natur ist schön, aber die Kunst auch;“ er sprach das wie eine große Weisheit, wie die Entdeckung eines bisher ungelösten Räthsels, und da Reinhard schwieg, setzte er hinzu: „Sie stimmen doch mit mir ein, Herr Professor?“

„Allerdings. Vollkommen.“

Man näherte sich der Residenz. Der Sänger wurde von vielen neu Hinzukommenden begrüßt. Reinhard hörte, daß gefragt wurde, wer er sei, und auf die leise Antwort sah er die Vorgnetten auf sich gerichtet.

„Werden Sie von Jemand erwartet?“ fragte der Sänger.

„Ja, ich habe meinem Freunde Reichenmeyer telegraphirt.“

Man fuhr in den großen Bahnhof ein, und die Frau sagte:

„Franz, zieh Handschuh' an.“ Der Sänger gehorchte und gab weiter: „Kinder, zieht Handschuhe an.“

Man stieg aus. Die Reisegefährten entfernten sich, Reichenmeyer war nicht da.

Reinhard schaute sich wie verlassen um. Die junge Nonne ging an der Seite einer alten an ihm vorüber, sie schaute flüchtig auf nach ihm und preßte die Lippen zusammen; Reinhard war erschüttert, die Nonne sah in der That Lorle sehr ähnlich. Sie stand bei der Frau des Bahnhof's-Restaurateurs und sprach mit ihr. Reinhard erinnerte sich, daß dies die Tochter Stephans sei; er sah auch den Knaben, den Urenkel des Hohlmllers, der seinen Namen trug, aber er wollte jetzt nicht weiter die Familienbeziehung beanspruchen.

Er ging in die Stadt, er glaubte diesen und jenen der alt geworden war, zu erkennen; er sprach Niemand an. Der Schloßplatz, der ehemals kahle gewesen, war mit Bäumen und Rasen besetzt, und mächtige Springbrunnen rauschten. Wo ehemals ein unfrmliches Stallgebau gestanden, war jetzt ein sulengetragener Prachtbau, neue Straßen mit neuen Helden- und Siegesnamen waren angelegt. Reinhard ging wie träumend weiter. Aber da ist doch noch das alte! Die Wachparade zieht noch zur selben Minute mit klingendem

Spiele durch die Hauptstraße, und eine große Menschenmenge folgt ihr. Die Soldaten haben aber andere Uniformen, und ihre Haltung scheint fester und stolzer.

In der Wohnung Reichenmeyers hörte Reinhard, daß dieser zur Erwerbung von Instrumenten für die Forschungsreise abwesend sei.

---

## Sechsendreißigstes Kapitel.

### In weißer Halsbinde.

Mit dem festen Vorsatze, sich nicht durch Erinnerungen an die Vergangenheit verdüstern zu lassen, sondern mit hellem Blick die Zukunft fest zu halten, wanderte Reinhard durch die Straßen der Residenz. Wie zur Befestigung seines Vorsatzes, trat er zuerst in einen Mode-Laden ein und wählte mehrere für Malva passende Kleiderstoffe; eine schöne junge Verkäuferin hatte den ungefähren Wuchs von Malva; Reinhard bestimmte, daß die Stoffe alsbald verarbeitet werden und gab dabei einige von der Mode abweichende künstlerische Bestimmungen.

„Darf ich um Ihren Namen und Ihre Adresse bitten?“ wurde gefragt.

Reinhard erschrak und bezeichnete nur die Nummer seines Zimmers im Gasthose; er sagte, er werde die Kleider abholen lassen und entrichtete sofort den Preis.

Als er aber wegging, hörte er, wie ein alter Handlungsdiener zu der Verkäuferin sagte: „Ich wette meinen Kopf, das ist der ehemalige Professor Reinhard.“

Runmehr that sich Reinhard keinen Zwang mehr

an. Er ging von Laden zu Laden, kaufte Teppiche und schönen Hausrath; er freute sich über die Fortschritte, die das Kunstgewerbe gemacht und bestellte Handwerker nach dem Dorfe, das er nun seine Heimat nannte.

Der Hof war angekommen, Reinhard meldete sich und wurde sofort zu einer großen Soirée auf den andern Abend geladen. Am Morgen aber kam ein Sakai und beorderte ihn zum Fürsten.

Dieser kam ihm mit großer Herzlichkeit entgegen und sagte, er habe ihn allein sprechen wollen, bevor er ihn in großer Gesellschaft sehe.

Der Fürst war voll und gedrungen geworden, von der ehemaligen Weichlichkeit war keine Spur, und auch die vormalige Phrasenhaftigkeit war geschwunden. Er trug einen Vollbart, in den sich schon graue Haare mischten. Sein Auge schien größer geworden, es leuchtete voll Wohlwollen. Vor dreißig Jahren hatte Reinhard wegen seiner Hoffstellung den Bart abnehmen müssen.

„Schade,“ sagte der Fürst, nachdem verschiedene Fragen über Rom erledigt waren, „schade, daß Sie unsere große Zeit in der Ferne mit gelebt haben. Sie hätten im Felde großes Leben gesehen. Aber schön, daß sie jetzt wieder gekommen sind, um sich an unserer Einheit und Größe zu erfreuen.“

Reinhard erröthete und schwieg. Er mußte sich über etwas loben lassen, das ihm nicht gehörte. Er erzitterte aber am ganzen Leibe, da der Fürst fragte: „Befindet sich Ihre Frau Gemahlin recht wohl?“

„Meine Frau ist todt.“

Der Fürst war nicht minder erschreckt als Reinhard, und fügte herzlich theilnehmend hinzu, daß er davon nichts gehört habe. Daneben gab er im Voraus dem Oberhofmarschall einen Betweis, der ihn darüber nicht instruiert hatte.

Der Zerfall mit Lorle schien vergessen. Der Fürst lobte die Pietät Reinhard's, und dieser erzitterte, denn er dachte an Malva. Er erntete Lob für etwas, das nicht mehr in ihm war.

„Sie wissen,“ sagte der Fürst mit inniger Theilnahme, „welche Hochschätzung ich für Ihre Frau Gemahlin hatte. Es giebt Pflanzen, die sich nicht verpflanzen lassen. Ich habe einmal als ich durch Weissenbach kam, bei Ihrer Frau Gemahlin anfragen lassen, ob ich sie besuchen könne. Sie hat mir mit großer Zartheit verneinend antworten lassen. Sie soll, wie man mir sagte, wahrhaft verklärt ausgesehen haben, und sie war der gute Engel des Dorfes.“

Jedes Wort des Fürsten versetzte Reinhard eine blutige Wunde.

„Ist das Haus zur Linde noch im alten Stande, und wer besitz es?“

„Ich.“

„Das ist schön.“

Der Fürst verdoppelte seine Freundlichkeit, faßte die Hand Reinhard's zwischen seine beiden Hände beim Abschiede: „Auf Wiedersehen, lieber Professor, heut Abend.“

Noch im Weggehen hörte Reinhard, daß der Fürst den Oberhofmarschall rufen ließ. Dieser begegnete

ihm bereits auf der Treppe, und reichte nur im Vorübergehen eilig die Hand.

Im Cabinette aber sagte der Fürst in ärgerlichem Tone zu dem Oberhofmarschall:

„Aber, lieber Truben, wie konnten Sie mich in Unwissenheit lassen, daß die Frau des Professors bereits gestorben ist?“

„Ich wußte nicht, daß mein gnädiger Herr den Mann privatim empfangen werde vor heut Abend.“

„Sie haben recht. Er hat doch sehr gealtert.“

„Und doch sagt man, daß er wieder heirathe und wieder ein Bauernmädchen.“

„Noch einmal? Unfaßlich! Woher wissen Sie das?“

„Die Schauspielerin Berger, die ein Landhaus in Weissenbach hat, hat mir's erzählt; natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, aber unter diesem Siegel werden viele Menschen Wissende sein.“

„Ich meine, Sie sollten das doch nicht weiter verbreiten.“ Der Hofmarschall verbeugte sich zustimmend.



## Siebenunddreißigtes Kapitel.

### Verwandelte Gestalten.

Es war großes Hoffest, Reinhard hatte sich früh eingefunden; er sah die Festräume des Schlosses neu und geschmackvoll decorirt, er ging durch die glänzend erleuchteten Säle und stand vor manchem neuen Kunstwerke still, ein Schreck überfiel ihn aber, als er sein altes Bild, „Waldeinsamkeit“ genannt, wieder sah. Welch' eine kindische Auffassung und ängstliche Pinselführung.

Er konnte nicht lange einsam die Bilder betrachten, denn bald war er von einer Gruppe höherer Offiziere und in goldstrogende Uniformen gekleideter Civilbeamten umgeben. Der Lieutenant, der ihm damals bei dem Duell wegen des Collaborators secundirt hatte, war jetzt General. Die Menschen waren so zuvorkommend sich ihm neu vorzustellen, nur zwei waren so neckisch, ihn zu fragen: Kennst du uns nicht mehr?

Reinhard konnte sich nicht besinnen und sagte, es sei anstrengend, so in den Zügen vor sich und in der Erinnerung herum zu wühlen. Die Männer stellten sich nun als ehemalige Kneipgenossen vor, sie waren

jetzt beide Minister geworden; sie erzählten von vielen Genossen jener lustigen Gesellschaft, in der der Collaborator das große Wort führte; die einen waren da und dort in hohen Stellen, viele aber auch waren längst todt.

„Haben Sie unsern Freund, den Collaborator, schon begrüßt?“ fragte der Cultusminister, und da Reinhard bejahte, fragte er:

„Und Sie finden ihn?“

„Ganz den alten.“

„Ja, ganz derselbe, er lernt alle paar Jahre eine neue Wissenschaft, er hält sich an der Grenze des Originals.“

Reinhard fand es angemessen, dem Minister jedes positive Urtheil über den Collaborator vorzuenthalten und die Reden beider blieben so gestellt, daß man in Lob oder Tadel übergehen konnte.

Der Minister erklärte endlich nicht ohne Befriedigung, daß er bei der Reichsbehörde die Zuziehung des Collaborators zu der Erforschungsreise befürwortet habe, und eben, als er darlegen wollte, daß der Collaborator wegen des Madonnenbildes in der Gallerie mit ihm gesprochen, zertheilten sich die Gruppen. Der Hof erschien. Der Fürst führte seine Gemahlin und grüßte nach allen Seiten, er nickte Reinhard besonders zu. Hinter dem Fürsten kam der Erbprinz, eine elastische Erscheinung, seinem Vater von damals ähnlich, aber größer; er trug das eiserne Kreuz, und ein Nachbar sagte Reinhard, daß der Prinz sich tapfer im Franzosenkriege bewiesen habe.

Mehrere Prinzessinnen folgten, und unter den Palast-

damen erkannte Reinhard sofort die Gräfin Iba von Felseneck; sie war noch schön, die entblößte Büste war voll und von edler Form. Sie grüßte Reinhard, zwiefach mit dem Kopfe nickend.

„Wer ist die Dame mit der eigenthümlichen Dekoration?“ fragte Reinhard, er wurde berichtet:

„Das ist die Schwester der Gräfin Felseneck, sie war mit auf dem Pilgerzuge nach Rom und Jerusalem und erscheint heute zum erstenmal bei Hof mit einer Dekoration vom Papste. Warum soll man nicht aus seiner Kirchlichkeit einen Gesellschaftsschmuck machen?“ setzte der Gefragte — es war der Kanzler der Universität — leise hinzu.

Im nächsten Saale wurde getanzt. Nur die Tänzer durften weiter schreiten. Im Nebensaale hielt der Hof Cercle, wohin nur die in unmittelbarer Hofstellung sich befindenden Männer folgten.

Der Nachfolger Reinhard's, ein Künstler von gutem Namen, stellte sich ihm vor, erzählte von der Mührigkeit des Kunstlebens in der Hauptstadt, und fragte nach Berufsgenossen in Rom.

Reinhard konnte nicht ausführlich antworten, denn ein Kammerherr rief ihn zum Fürsten.

Der Fürst war überaus huldvoll und bat Reinhard, sich die neuen Kunstwerbungen in der Gallerie anzusehen und sein Urtheil darüber abzugeben. „Oder waren Sie schon in der Gallerie?“

Reinhard verneinte. Der Fürst wendete sich an den Oberhofmarschall und sagte ihm leise einige Worte. Reinhard glaubte das Wort Madonna zu hören.

Reinhard wurde der Fürstin, dem Erbprinzen und den Prinzessinnen vorgestellt, und jedes hatte ein freundliches Wort für ihn.

Die Oberhofmeisterin stellte sich ihm als das Mädchen vor, das er — er sollte nicht sagen, wie lang das sei — als Braut gemalt.

Als er sich zurückzog, sah er, wie die Gräfin Belgern, vormalige Felsenack, ihm zunickte. Er eilte zu ihr, sie reichte ihm die Hand, sie drückte die seine warm, er erwiderte den Druck.

Gräfin Ida fand zuerst das Wort; ihre Stimme war tiefer geworden aber noch immer voll Wohlklang: „Es ist eine Gnade des Geschicks, daß wir uns wiedersehen. Ich wagte es nicht mehr zu hoffen. Haben Sie auch bisweilen des unbedeutenden Mädchens gedacht, das einstmals zu dem genialen Künstler aufschaute? Damals verstand ich Sie doch noch nicht ganz.“

„O liebe Gräfin, ich selber verstand mich damals auch nicht. Sind Sie der Kunst treugeblieben?“

„Der Kunst nicht. Begeisterung für eine Sache ist noch nicht Talent dafür. Ich erkannte meine geringe Begabung, die aber vielleicht bis zu einem gewissen Grade befähigt, die Schöpfungen der hohen Meister zu verstehen.“

Reinhard erwiderte einige verbindliche Worte.

„Mir ist es wie ein Traum, daß ich Sie wieder sehe und Ihnen muß ja auch Alles wie ein Traum sein,“ sagte die Gräfin, und ein voller warmer Blick ruhte auf Reinhard.

„Singen Sie noch viel?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie, rückte sich dabei das diamantene besetzte samttene Halsband zurecht und legte den Kopf etwas zurück mit jener vollen Anmuth der Jugentage; sie wußte noch immer gütig zu lächeln, aber mit einem begleitenden schmerzlichen Ausdruck, der zu sagen schien: ich bin alt. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „und Sie, Herr Professor, singen Sie auch noch?“

„O nein, ich singe schon lange nicht mehr.“

Die Beiden sprachen das und dachten doch Andern, und sie redeten nur, um sich gegenseitig wieder genau anzusehen.

Es kamen Andere herbei, und die Gräfin sagte rasch: „Also morgen um zehn Uhr erwarte ich Sie und die versprochene Skizze.“

Reinhard verließ den Saal und wieder stellten sich ihm alte Kameraden in den Weg. „Behalten wir Sie, . . . dich, nun wieder bei uns?“ wurde er oft gefragt. Er erklärte, daß er im Dorfe bleibe, und man bewunderte und rühmte seine Treue für das Dorfleben.

„Ja, das ist Alles wie ein Traum,“ wiederholte Reinhard, als er in seine Zimmer zurückkehrte, „aber ich habe diesen Traum zum letztenmal geträumt,“ setzte er hinzu, als er das Licht löschte.

## Achtunddreißigstes Kapitel.

### Verfügung über sich selbst.

Der heutige Abend soll mich nicht mehr hier finden, gelobte sich Reinhard beim Erwachen und er vermochte, sich das volle Bild Malva's zu vergegenwärtigen.

Er fertigte mit rascher Hand die Zeichnungen zu dem bestellten Hausrath, die er dem Kunsttischler versprochen hatte.

Er wanderte durch die Straßen, überlieferte die Zeichnungen und nun war's Zeit, die Gräfin aufzusuchen. Sie wohnte neben dem Hause, in dem er ehemals mit Lorle gelebt. Er bannte jedes Zurückdenken aus seiner Seele und ließ sich bei der Gräfin melden; sie ließ ihn sofort eintreten, sie war in einem weiten Morgengewand und trug eine feine weiße Haube. Sie reichte ihm die Hand, sie drückte die seine nicht mehr.

„Ach!“ klagte sie, „wir sind eben doch alt. Bitte, keine Schmeichelei! Ich habe mich gut conservirt, Sie auch, trotzdem Sie und ich viel gelitten. Mein guter Mann war lange krank, und man hat Noth und Sorge mit Kindern und Enkeln. Wie habe ich mich gefreut, eine gute Stunde mit Ihnen zu sein und in Jugend-

idealen zu schwelgen, und nun hat meine Schwester über mich verfügt und ich kann Ihnen, oder sage ich besser mir, nur eine Viertelstunde gönnen. O, das Leben ist nichts als Unruhe.“

Gräfin Ida war nur Großmutter und gegen ihn nur mütterliche Freundin. Reinhard kam kaum zu Wort und die Gräfin sagte, er müsse während ihrer Anwesenheit bei ihrer Tochter sie besuchen und ihr dort ausführlich erzählen, denn die Fama berichte doch immer falsch.

Als sich Reinhard zum Abschied erhob, reichte sie abermals leise die Hand und wie sich zusammenfassend, sagte sie:

„Verzeihen Sie einer vielleicht altväterischen Großmutter, die den Wunsch hat, daß Sie sich in der Heimat nicht deplacirt fühlen mögen. Sie haben vergessen, daß hier nicht Paris, nicht Rom und London ist. Wenn man hier Damentoiletten kauft, so bleibt das nicht verborgen. Ich rathe Ihnen aus alter Freundschaft, vorsichtiger zu sein.“

Reinhard erwiderte etwas, er wußte nicht was, und ehe er sich's verfaß, stand er wieder auf der Straße. Alle Welt spielt mit dir und du lässest dich wie ein Fangball hin und her werfen, sagte er sich vorwurfsvoll, und er mußte sich auf sein Selbst besinnen. In solcher Stimmung heftet sich die unruhige Seele leicht an Neußeres. Mit einem Eifer, als wäre er der Aufseher, sah er den Pflasterern zu, die die Straße neu pflasterten und dann las er die Schilder an den gegenüber stehenden Häusern, als müßte er sich das

Alles genau merken. „Notar Krätzler“ stand hier neben angeschrieben, da in dem Hause, wo er früher mit Dorle gewohnt hatte. Das ist's ja, was du unbewußt suchtest. Reinhard ging hinein.

Der Notar, ein Mann von ruhiger gemessener Haltung, begrüßte ihn geschäftsmäßig. Als aber Reinhard seinen Namen nannte, rief der Mann, die Hände zusammenschlagend:

„Was? Sie sind's? Es hieß ja vor einigen Jahren, Sie seien todt. Entschuldigen Sie. Ich bin ganz verwirrt. Ja, Sie sind's, ich erkenne Sie wieder. Sie waren damals ein junger Mann und ich ein kleiner Knabe. Wir wohnten ja früher zusammen in diesem Hause, und als die Mutter krank war und starb, pflegte uns Ihre selige Frau.“

Ein Schreiber unterbrach mit einer Meldung den Notar, dieser erklärte, er wäre jetzt für Niemand zu sprechen und in zutraulicher Redseligkeit fuhr er fort:

„Ich habe mit meiner Familie Ihre Frau vor drei Jahren besucht und ihr gedankt, sie hatte große Freude an uns, sie wollte auch ein Testament machen. Es ist wol nicht geschehen?“

Reinhard verneinte, und der Mann fuhr fort:

„Ich war einmal sehr böß auf Sie, Herr Professor. Ich war mit Ihrer Frau auf dem Paradeplatz, als sie mit dem Soldaten aus ihrem Dorfe sprach, und der Herr Professor wurden sehr zornig. Am Abend kam sie zu mir und brachte mir einen Apfel; ich sehe noch, wie schön roth er war und da sagte sie mir: Abrecht — so heiß' ich — Abrecht, mein Mann ist



nur von den Hoflakaien geärgert gewesen, drum war er so zornig; sonst ist er so gut, wie es keinen andern mehr auf der Welt giebt.“

Reinhard erröthete. Ein Funke aus seiner Zornesflamme war in die Seele des Kindes gefallen, und Dorle hatte ihn ausgelöscht. Der Notar aber fügte lächelnd hinzu:

„Ja, man weiß nicht, was Alles die böse Zeit gemacht hat. Damals war's unschicklich oder wenigstens auffällig, wenn eine Frau aus höherem Stande mit einem gemeinen Soldaten sprach; jetzt, bei der allgemeinen Volkswehr, erscheint uns solche Auffassung unbegreiflich. Aber lassen wir das! Ich denke an Ihre selige Frau wie an eine Erscheinung aus der höheren Welt, und auch meine Kinder wissen von ihr.“

Reinhard empfand einen tiefen Schmerz. Das war ja, wie in der Sage von jener Heiligen, überall, wo Dorle gewandelt, sproßten Rosen empor, und ihm wurden die Rosen zum Dornstrauch.

Er wollte umkehren. Sollte er gerade diesem Manne die Bestimmungen für seine neue Ehe kundgeben? Er faßte sich gewaltsam und ließ in aller Form Rechtens sein Testament aufsetzen. Er vererbte sein ganzes namhaftes Vermögen, falls er kinderlos sterbe, an Malva, ausgenommen war eine Summe für den Unterhalt von Fabian; seine Skizzenbücher und Sammlungen sollten Reichenmeyer zufallen.

Das Testament war fertig; der Notar reichte ihm die Hand und versprach doppelte Ausfertigung alsbald in den Gasthof zu schicken.

Als Reinhard in seine Wohnung kam, fand sich eine Deputation der Künstlerschaft ein, die ihn zu einem Feste einlud, das man ihm zu Ehren veranstalten wollte; er dankte und bat, davon abzustehen, denn er müsse alsbald abreisen. Er schrieb noch einen Brief an den Hofmarschall, seine schnelle Abreise entschuldigend. Mit dem nächsten Zuge eilte er heimwärts.

---

## Neununddreißigstes Kapitel.

### Aufgebot.

Das Abendroth glühte am Himmel und glänzte von den Schienen, als Reinhard den Bahnhof der Residenz verließ. Die Sonne ist doch schöner draußen in meinem stillen Dorfe, dachte Reinhard.

An dem ersten Haltepunkt setzte sich eben der Eilzug in entgegengesetzter Richtung in Bewegung. Reinhard schaute unwillkürlich hinaus und sieh da! das ist der Collaborator, er hat ihn auch bemerkt und winkt zurück mit einem Buche in der Hand, aber bald ist nichts mehr zu sehen als der verfliegende Rauch.

Wie wäre es geworden, wenn du den Freund getroffen? Nein, besser so, und Alles rasch, fest und fertig.

Die Wangen Reinhard's glühten in Fieberhize, er schloß die Augen, aber er konnte keine Ruhe finden. Es ist doch peinlich, daß kein Eilzug am Dorfe hält; der Sänger hat recht, das muß geändert werden; der alte Genosse ist ja Verkehrsminister, es wird leicht zu bewirken sein.

Endlich, endlich hielt der Zug am Dorfe, es war

bereits Nacht. Reinhard verließ rasch den Bahnhof, aber zwischen den Gartenhecken stand er still.

Es überkam ihn plötzlich, wie wenn er verlassen in die Dede versetzt wäre. Läßt sich allen höheren Freuden, aller geselligen Verbindung, aller Kunst entsagen?

Jetzt singt der Sänger Berger und schaut nach der Loge auf, wo du sitzen solltest: „Bei Männern, welche Liebe fühlen.“ Das schöne Duett sang sich in seiner Erinnerung, und er dachte daran, wie er es einst mit der Gräfin Felseneck gesungen.

Reinhard drängte die Erinnerung zurück, aber doch summte er die Melodie: „Bei Männern, welche Liebe fühlen,“ leise vor sich hin.

Das ist die Macht des Genius, sie geleitet in ungeahnter Zeit auf einsamen Wegen ein zitterndes Herz und schlichtet und beruhigt. Die Weisheit, die Leidenschaft, die reine Liebe, die sinnliche Gewalt, Alles, was jenes Werk in Töne gefaßt, drängte sich in die wenigen Minuten zusammen, da hier der Wanderer zwischen den Gartenhecken stand.

Sei beruhigt! Es läßt sich alles festhalten, Alles finden im eigenen Selbst und in der Liebe eines Andern. Aus ihnen strömt alles höhere Dasein, alle Kunst.

Mit fieberhafter Hast, als müsse er vor einer untergehenden Welt fliehen und sich in eine neue retten, eilte er weiter.

Überall in den Häusern brennen Lichter und ist die Familie beisammen, bald soll es auch in deinem

Hause licht und warm sein. Er ging an seinem Hause vorüber nach dem Pfarrhause, dort brannte noch Licht. Er klingelte und wurde eingelassen.

„Was verschafft mir noch so spät die Ehre?“ fragte der Pfarrer.

Reinhard erklärte, daß er sich mit Malva wolle trauen lassen und zwar morgen am Sonntag.

„Ist unmöglich, dreimaliges Aufgebot muß sein; allerdings zwei können abgelöst werden, aber eine Woche vorher ist unerlässlich.“

Reinhard war bereit, die Ablösungssumme zu bezahlen. Da sagte der Geistliche:

„Sie müssen auch noch Dispens wegen des Trauerjahres haben.“

Da Reinhard ohne zu erwidern dreinstarrte, fuhr der Geistliche fort: „Es sind ja kaum fünf Monate, seit Ihre Frau gestorben ist.“

Es war, als ob ein Schuß Reinhard in die Brust gedrungen war, so zuckte er zusammen. Er faßte sich aber und sagte: „Hochwürdiger Herr! Sie können mir glauben, daß ich in meiner Natur in einer Stunde den Verlauf ganzer Jahre erlebe.“

„Das glaube ich, aber das Gesetz kennt das nicht. Indes können wir auch da helfen.“

Reinhard erklärte sich bereit eine namhafte Summe für den zweiten Dispens zu bezahlen, und als er dankend davon ging, sagte ihm der Pfarrer, es genüge, wenn Wendelin morgen vor der Kirche im Namen seiner Tochter die Meldung mache.

Reinhard ging nach dem Hause Wendelins. Er

fühlte sich stark und frisch in der Empfindung der neuen Liebe.

„Ich soll nicht in einer liebeleeren Welt sterben,“ sagte er vor sich hin.

Im Hause Wendelins schlief schon Alles; er weckte Vater und Tochter und erklärte ihnen das Vorbereitete; er sei entschlossen, nun nicht auswärts sich trauen zu lassen, sondern im Dorfe.

„Das ist mir auch lieber, aber so schnell!“ sagte Malva, „und ich habe noch kein Brautkleid.“

„Ich habe es bestellt, es kommt.“

Reinhard händigte Wendelin eine Abschrift seines Testamentes ein, eine zweite sollte versiegelt im Gemeindehause aufbewahrt werden. Wendelin sagte Malva, sie solle es vorlesen, er sei mit Geschriebenem nicht sehr bewandert. Malva sagte, das könne sie nicht und Reinhard beruhigte den Alten, indem er ihm die Hauptsachen mündlich mittheilte.

Von Wendelin geleitet ging Reinhard heim.

## Vierzigstes Kapitel.

### Sarte Wirkung.

Beim Ausgang der Kirche am Sonntag Morgen war lärmendes Durcheinander=Reden, wie es vor wenigen Jahren, als man den Einfall der Franzosen fürchtete, nicht stärker gewesen war.

„Hast gesehen? Wie der Baumwirth das Aufgebot gehört hat, ist er davon gerannt, wie wenn ihm die Sohlen brennten.“

„Er wird Einspruch erheben.“

„Er kann nichts machen.“

„Der Herr Reinhard sieht todtenbleich aus.“

„Ja, wie der geköppte heilige Johannes auf der Schüssel.“

„Das giebt bald wieder eine vornehme Wittwe.“

„Und eine reiche.“

„Die Rothhaarige ist geschick und der Wendelin —“

„Still! Sie kommen!“

So hieß es in der Männergruppe hin und her, jetzt ging sie aus einander, Reinhard und Malva kamen Hand in Hand.

„Glück und Segen!“ wurde von Seite der Männer

den Vorübergehenden zugerufen; in den Frauengruppen ging es siebenstimmig durcheinander.

„Ach, das gute Lorle weint jetzt im Himmel,“ rief eine kleine Frau und half der himmlischen weinen.

„Ich mein', das Grab da drüben muß sich aufthun.“

„Die Rothhaarige hat's fein gemacht, daß er sie heirathen muß.“

„Keiner ist leichter zu verführen als ein Wittwer in Trauer,“ sagte eine uralte Frau und wackelte mit dem greisen Kopfe.

Es entstand großes Gelächter, sie aber fuhr fort:

„Die Wittmänner heirathen bald wieder oder gar nicht mehr, bei den Wittweibern ist's anders.“

Das Tänzerle aber sagte und seine Eidechsenäuglein flimmerten:

„Recht hat der Herr Reinhard, man muß lustig leben, so lang man lebt.“

Eine große, kropfige Frau prophezeite mit starker Stimme, das gäbe ein Unglück, das könne nicht gut ausgehen, das sei ja himmelschreiend. Diese Prophezeiung bewirkte einen Umschlag der Stimmung.

Malva hatte doch wieder so viele gute Freunde im Dorf, daß die Prophetin weiblich ausgeschimpft wurde. Schimpfen und Losziehen wollte man — das ist in der Ordnung und dazu hat man ein Recht — aber Unglück prophezeien, das gilt nicht.

Die Männer waren sehr eilig beim Mittagstisch, sie wollten allesammt bald hinaus zum Baumwirth, um ihn schimpfen zu hören und sich an seinem Ingrim



zu ergötzen, denn er hatte eigentlich keinen guten Freund im Dorf und man gönnte ihm den Schabernak.

Sie täuschten sich aber Alle. Der Baumwirth war nicht zu Hause. Er hatte kaum einen Bissen gegessen, um so mehr aber mit seiner Frau gescholten, die es auch nicht recht fand, daß Reinhard ihnen nichts gesagt; sie machte ihm aber wegen der Heirath keinen Vorwurf und lobte sogar Malva. Mit raschem Entschluß eilte Stephan zu seinem Schwiegervater nach der Hohlmühle.

Untermwegs begegnete er dem Waldhüter.

„Du bist grad der rechte, den ich treffen will.“

„Ich?“

„Ja du. Warst du in der Kirche? Ja? Und du gehst in den Wald? Deine Flinte solltest du anders wohin richten. Pfui! Eure Lieber vom muthigen Jägerburschen sind alle lauter Lug und Trug. Ja, singen könnt Ihr von dem Jägerburschen, der das ungetreue Mädchen mit sammt seinem Verführer erschossen hat. Aber ausführen? Krach! Da liegt ihr? Pfui schäm dich.“

„Herr Wirth! Was saget Ihr da? Wenn ich das melde?“

„Melde dich beim Teufel und seiner Großmutter,“ schloß Stephan. Schweißtiefend und zornglühend eilte er weiter. Der einfältige Waldhüter wird doch nicht wirklich Anzeige machen? Pah! Mit einer Leberwurst stopft man dem das Maul und mit einem Schoppen macht man ihn reden, was man will.

Er rannte weiter und kam in athemloser Hast bei seinem Schwiegervater an.

„Was ist?“ fragte der Alte. „Du siehst drein, wie wenn Jemand gestorben wär?“

„Merger als gestorben. Der Reinhard . . .“

„Was ist mit dem Reinhard?“

„Schwäher! Ihr seid der Einzige, der's ihm wehren kann. Auf Euch allein hört er. Lasset ihn kommen. Er darf das nicht thun. Er darf uns die Schand nicht anthun und uns um Alles bringen. Die Todte im Himmel hat Euch gern gehabt, wie einen Vater. Ihr seid der Vater, Ihr müßt Einsprach thun.“

„Ja was ist denn? Ich verstehe dich kein Wort.“

„Ja so. Ich komm aus der Kirch, der Reinhard hat sich aufbieten lassen mit des Wendelins Malva, Einmal für allemal, und nächster Tage soll die Hochzeit sein.“

„Hast du einen Kausch? Ein Trinker bist auch? Am hellen Sonntagsmorgen?“

„Schwäher, ich hab' nicht getrunken.“

„Ja, wie kann denn der Reinhard heirathen wollen und hat doch eine Frau? Da muß das Lorle drein reden.“

„Jetzt kann man's Euch nicht mehr verhehlen. Ihr allein könnt da helfen. Das Lorle ist schon lang todt und begraben. Man hat's Euch nur verhehlt, aber jetzt geht's nicht mehr.“

„Was? Das Lorle todt? Und du und die Broni und Alle und er selber da, ihr habt mir immer Grüße von ihr ausgerichtet und mir mein Herz ausgestohlen. So . . . so betrügt man einen alten Mann, weil er nicht mehr vom Fleck kann?“ Er weinte bitterlich und

sich gewaltsam aufrichtend rief er: „Verfluchter Lugenbeutel! Herr! O Herr! Lorle! Kinder!“

Er sank auf den Boden. Der Wirth schrie, Alles kam herbei. Es war zu spät. Der Hohl Müller war todt . . .

In den Wirthsgarten kam ein Bote, Broni solle schnell zu ihrem Vater kommen, er läge im Sterben. Broni eilte davon. Der Bote sagte aber den Gästen, daß der Hohl Müller bereits todt sei. Sie tranken rasch aus, auf der Regelbahn wurden die Einsätze getheilt. Leer und still war's.

---

## Einundvierzigstes Kapitel.

### Ueberfürzt.

Als Reinhard mit seiner Braut und deren Vater, geleitet vom Ohm Bahnwärter und seiner Frau und vielen anderen Anverwandten aus der weitverzweigten Familie in sein Haus kam, war ein Extrabote mit einer Kiste da. Der Geleitbrief trug das Siegel des Hofmarschallamtes. Reinhard las und erblaßte. Die Direktion der Gallerie schickte im besondern Auftrage des Fürsten ihm das in seine Verfügung gestellte Bild der Madonna.

Reinhard ließ das Bild in die große Stube mit dem Söller bringen und bat die Angehörigen, ihn allein zu lassen und in den anderen Zimmern auf ihn zu warten.

Die Frauen, die bei Malva waren, bewunderten die schönen Kleider, die Reinhard bestellt hatte und das Tänzerle ließ nicht ab, Malva mußte ein seidenes anprobieren. Tänzerle half dabei wie eine kleine Hexe, und als Malva nun ihr Haar auflöste, daß es in reichen Strähnen herabfloß, rühmten Alle: du siehst aus wie die Prinzessin im Märchen.

Unterdeß hatte Reinhard Stemmeisen und Hammer geholt und schlug die Kiste auf; er erbebt von den Schlägen, als öffne er einen Sarg.

Der Deckel hob sich. Da war's. Das ist das Bild Lorle's als Madonna.

Er sank in die Kniee. O Lorle! rief er und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und dicke Thränen quollen zwischen den Fingern heraus. Er ermannte sich und leise vor sich hin sprach er: „Du hattest recht. So kann ich nicht mehr malen. Dies Grün so saftig, dies Roth so leuchtend und o, dieses Auge so kindlich froh und warm. Dies da ist falsch, kindisch, aber diese Innigkeit, dieser Muth. O Lorle, das konnte ich als meine Seele noch dein, noch rein war; das konnte ich nur durch dich, das bin ich nicht mehr. O Lorle! Damals als ich dich malte, sagtest du: Ich bin gestorben gewesen und allein . . .“

Es flimmerte ihm vor den Augen, die Gestalt bekam rothleuchtende Haare, das Gesicht verwandelte sich. „Malva! Malva!“ schrie er.

Malva trat ein. „Um Gotteswillen was ist? Du siehst ja aus . . . Was siehst du mich so an? Um Gotteswillen, Vater kommt!“

Reinhard erwachte aus seinem Starrblick und bat, den Vater nicht zu rufen.

„Schön! Ja, du bist schön!“

„Aber so zeig ich mich nur dir,“ entgegnete Malva.

Er sah sie abermals starr an und als sich sein Blick nach dem Bilde wendete, zuckten seine Wimpern. Aus gepreßter Brust sagte er:

„Ich danke, danke. Aber bitte, laß mich jetzt wieder allein.“

„Nein, laß mich bei dir sein,“ bat Malva und legte ihre Hand auf seine Schulter. Er zuckte zusammen.  
„Halt dich tapfer. Du mußt dich nicht unnöthig quälen.“

Sie betrachtete das Bild und fragte:

„Sag', hat die Frau je so ausgesehen?“

„Ja. Ich glaub's. Ich, ich hab' sie so gesehen. Aber bitte, laß mich jetzt noch eine Minute allein. Du nimmst's doch nicht übel?“

„Von Uebelnehmen weiß ich nichts. Ich geh schon, ruf mich oder komm bald nach.“

Reinhard war wieder allein.

Da hörte er die Todtenglocke läuten. Die große Thür nach dem Söller stand offen, und es tönte, als ob die Glocke in der Stube selber läutete.

Reinhard ging auf den Söller, er legte die Hand auf das Geländer, aber er zog sie rasch zurück, denn das morsche Gebälke schwankte; er wollte Vorübergehende fragen, wer gestorben sei, aber er kehrte schnell um und ging zu den Seinen und fragte wer gestorben sei. „Der Hohlmüller“ wurde ihm geantwortet. Wankenden Schrittes ging er wieder zu dem Bilde. Die Menschen alle, selbst Malva, erschienen ihm wie Schatten, wie Gespenster.

Was kommt polternd die Treppe herauf?

„Ich muß zu ihm,“ rief Stephan, „er hat mit seiner zweiten Heirath meinen Schwiegervater getödtet!“

Die Thür wurde aufgerissen und der Schwager drang ein, hinter ihm Malva und Wendelin. Stephan stand starr, den Blick auf das Bild gerichtet und rief: „Was? Das hast du . . . Wie kannst du dein Auge auf diese da richten?“

„Du,“ wendete er sich zu dem Bilde „thu deinen Mund auf! An deinem Hochzeitstage hat er sich mit der da verlobt.“

Reinhard erbehte und Stephan fuhr fort: „Aber ich will ruhig sein. Nur stet, hat mein Vater gesagt; ich will gut mit dir reden. Zum letztenmal. Weißt du, was du thust, daß du aus unserer Familie in so eine hinein heirathen willst? Wer das Lorle zur Frau gehabt hat, wie kann der eine solche zur Frau nehmen —“

„Ich verlange von dir nichts als Ruhe. Wendelin ich danke, ich brauche keine Hilfe. Das ist mein Haus und ich gebrauche mein Hausrecht.“

„Was? Dein Haus? Jeder Balken, jeder Stein schreit: Hinaus mit dem meineidigen Maler und seiner rothhaarigen —“

„Lorle! Lorle!“ tönte es plötzlich wie aus der Unterwelt wie von einem Ungeheuer.

Fabian war mit seinem Vater gekommen und als er das Bild sah, auf dessen Rahmen Reinhard die Hand gelegt hatte, schrie er fortwährend den Namen.

Alles wendete sich zu Fabian, den der Vater zu beruhigen suchte, dann trat Stephan nochmals schäumend vor Wuth auf Reinhard zu und schrie: „Das Bild da ist nicht sein, er darf es nicht haben.“

Er legte die Hand auf das Bild.

Reinhard riß ihn davon weg, aber der Wirth faßte es wieder und rief auf den Sölller eilend: „Lieber werfe ich es auf die Straße.“

Reinhard rang mit ihm, es gelang ihm, das Bild zu erfassen, aber Fabian krallte sich an Reinhard, wie eine Kage, Reinhard suchte den Blödsinnigen abzuwehren und sich umbiegend, wurde er an das Gewölbe des Sölllers gedrängt, das Geländer krachte, Reinhard stürzte vom Sölller auf die Straße, das Bild fiel nicht weit von ihm auf das Angesicht. Alle eilten auf die Straße. Man hob Reinhard auf, er athmete kaum; man trug ihn in das Haus.

Malva trug das Bild Lorle's, der goldene Rahmen war zerschmettert, das Bild war unversehrt.



## Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ich danke dir, Lorle.

Alle Dorfbewohner sammelten sich vor dem Hause. Ein großer Kreis umstand den Nachbar Schmied, der den Sturz mit angesehen hatte. Man betrachtete die Stelle, wo Reinhard gestürzt war, wo das Bild gelegen hatte; man stritt darüber, ob er auf den Kopf oder auf den Rücken gefallen sei. Die Männer lärmten, die Frauen klagten. Der Ohm Bahnwärter kam herab und sagte, Reinhard lebe noch, er habe die Augen aufgeschlagen, aber die Sprache versage ihm noch. Er ging rasch davon, um nach dem Geheiß Malva's ein Telegramm an den Collaborator aufzugeben, damit er sofort komme. Jeder erbot sich zu helfen, und nach verschiedenen Seiten wanderten Eilboten, um einen Arzt herbei zu rufen. Bärbel-Martin, der Dorffchüz, wendete seine ganze Amtsgewalt auf, um die Leute zum Auseinandergehen zu bewegen, denn der Kranke müsse Ruhe haben. Auf den Baumwirth schimpfend und den Fabian verwünschend, gingen sie endlich davon.

Beim Spritzenhaus sammelte man sich wieder und

dort hieß es, daß Stephan vor das Schwurgericht müsse, aber er werde Alles auf den Trottl schieben. Während man noch darüber sprach, ob Malva etwas erben werde, kam ein Knecht aus der Höhlmühle herzu und berichtete, daß Stephan durch seine Mittheilung seinem Schwäher einen Schlaganfall zugezogen habe. Nun brannte das Feuer wieder neu. Die einen sagten, man dürfe Stephan nicht mehr ins Haus lassen, Andere dagegen wollten gerade heute ihn aufsuchen, um zu sehen, wie er sich verhalte.

Während man noch sprach, hörte man Musik, die auf der Eisenbahn thalauflief kam. Alles eilte nach dem Bahnhof, heute war Gauversammlung der Feuerwehren in der Kreisstadt. Der Zug hielt an, die Musik spielte weiter, aber Martin ging an den Wagen auf und ab und schrie mit mächtiger Stimme: „Wenn ein Doktor auf dem Zug ist, soll er aussteigen. Ein Mann ist in Todesgefahr. Und es wird gut bezahlt,“ setzte er auf Geheiß des Stationsmeisters hinzu.

Die fremden Reisenden starrten den Rufer an und die Feuerwehrlente fragten theilnehmend nach dem Vorfall, aber es war kein Arzt da. Dagegen stieg Ulrich, der Sänger, aus, er konnte kaum zu Wort kommen, denn der Jagdhund, den er beim Vater gelassen, sprang an ihm empor. Als der Sänger gehört hatte, was geschehen war, legte er Jagdtasche und Flinte ab und eilte ins Dorf.

Der Zug rollte davon und lustige Musik erscholl wiederum.

Der Sänger bewährte seine Kriegserfahrungen; er

schnitt Reinhard sofort die Haare ab, legte ihm kaltes Wasser auf den Kopf und schickte nach der Kreisstadt, Eis zu holen.

„Sei ruhig Malva,“ tröstete er, „noch kann Alles gut werden, die Pulslosigkeit hat aufgehört, der Puls geht wieder, freilich schwach. Aber nur kein Weiber-geschrei! Nimm dich zusammen.“

„Kannst dich drauf verlassen. Ich danke dir,“ entgegnete Malva. „Kann ich denn gar nichts thun?“

„Nein. Nur Ruhe halten. Das Wasser ist nicht kalt genug. Hol von dem aus dem Garten.“

Malva ging, holte Wasser aus dem Brunnen, den Dorle hatte graben lassen.

Als sie wieder kam, war der Arzt aus der Kreisstadt da. Er gab ausweichenden Bescheid.

Wendelin fragte, ob man nicht dem Kranken zur Aber lassen solle, aber der Arzt erklärte, daß man dies frühestens den andern Tag thun dürfe.

Stunden gingen vorüber, der Kranke erwachte, verfiel aber bald wieder in Ohnmacht.

Heute zum erstenmal hielt der Gilzug am Dorfe. Der Collaborator kam und mit ihm der Arzt, der zur Gesellschaft der Erforschungsreise gehörte; sie brachten Eis mit und als man es auflegte, schien der Kranke beruhigter, er öffnete die Augen und nickte, er schien den Freund und Malva zu erkennen.

Malva saß am Bette Reinhard's, sie weinte nicht, aber ihr Antlitz war todtensbleich, sie hielt die Hand Reinhard's und unter dem hellen Verlobungsring klopften Pulse, als hämmerten sie gegen den Ring.

„Also ihr seid verlobt?“ fragte der Collaborator leise.

Malva nickte und nach einer Weile sagte sie: „Da, just auf dieser Stelle habe ich die Selige gepflegt. Herr Reihemeyer,“ fuhr sie stockend fort, „ich hab eine Bitte.“ Sie wartete, daß er frage, welche Bitte sie habe; als er aber stumm und regungslos blieb, fuhr sie fort: „wir zwei sind die einzigen Menschen, die er auf der Welt hat. Herr Reihemeyer, wenn ich Euch was Leids angethan hab, oder wenn Ihr sonst was gegen mich habt, ich bitte mit aufgehobenen Händen, laßt es aus und vorbei sein. Seine zwei einzigen Menschen sollen nicht da in Unfriede an seinem Krankenbett, vielleicht Todtenbett, sein. Ich bitt, und ich glaub, er wird eher gesund, wenn wir gut sind.“

Mit wechselndem Ausdruck in den Mienen betrachtete der Collaborator die so leise und sanft Redende.

„Ich habe dir nichts zu verzeihen,“ sagte er endlich, „oder wir haben Alle einander zu verzeihen.“

„Seht, wie er im Schlaf lacht,“ hauchte Malva leise, „ich glaub, er spürt die Worte aus Eurem guten Herzen. Und wenn er wieder gesund wird, da sollet Ihr sehen, was ich —“

„Setzt genug, still!“

Reinhard murmelte zuerst Unverständliches, dann sprach er italienisch, kurze Worte „Bacchantin und Holbein“ verstand man ganz deutlich. „Malbert! Das Meer! Der Wellentod!“ rief er, häumte sich empor und sank wieder zurück und schlief bis der Tag erwachte.

Da hörte man Sensendengeln in der Nähe. Hell-

auf lachend rief Reinhard: „Der Tod dengelt die Sense. Hast recht Bruder.“

Reihenmeyer schickte den Ohm Bahnwärter zu dem Nachbar mit der Bitte, daß das Sensendengeln eingestellt würde. Bald war Alles still rings umher.

Die Sonne stieg höher, Reinhard erwachte zum Bewußtsein und fragte: „Wo bin ich?“ Er war glücklich, Reihenmeyer zu sehen, aber er streckte nicht ihm, sondern Malva die Hand entgegen, dann erst erzählte er dem Freunde, wie es ihm geworden, da er das Bild wieder sah, er schien zu glauben, daß er davon in Ohnmacht gesunken sei. Erst allmählig besann er sich auf die Kauferei mit dem Schwager. „Damals,“ sagte er, „als ich zum erstenmal an seinem Tisch saß und hörte, wie er die Knochen des Brathuhns zermalnte und wie er sprach, damals fühlte ich's, es ist nicht gut, mit diesem Menschen Feind sein.“

Er fragte, wo das Bild sei und ob es unverletzt. Auf die beruhigende Antwort bat er, daß man ihm das Bild vor das Bett stelle. Der Arzt gestattete es. Reinhard starrte lange auf das Bild, ein wehmüthiges Lächeln zog über sein Antlitz.

„Wer kommt? Wer ist da?“ rief er wie erwachend, da Schritte vernommen wurden. Man sagte ihm, daß der Amtsrichter da sei, um den Thatbestand festzustellen. Reinhard hieß ihn eintreten und erzählte, daß nicht der Schwager, sondern der unzurechnungsfähige Fabian und das morsche Geländer an seinem Sturze schuld seien.

Der Freund und die Braut waren wieder getroffen

Muthes, der Arzt aber blieb noch bedenklich; er wollte in dem vollen Puls, in der Röthe des Gesichts keine Hoffnung erkennen. Am Morgen wagte der Arzt einen Aderlaß und Reinhard versiel in ruhigen Schlaf. Da ertönten alle Glocken. Der Höhlmüller wurde begraben. Reinhard richtete sich krampfhast empor und starrte auf das Bild. Malva eilte herzu, faßte ihn in die Rippen und reichte ihm eine Kühlung. „Ich danke dir Dorle,“ rief er zu dem Bilde, und mit einem tiefen Seufzer, der aber nicht schmerzlich klang, sondern wie im Ausruhen nach langer Ermüdung, streckte er sich und hauchte seinen letzten Athem aus.

---

## Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Schwalben ziehen fort.

Lautlos war's im Hause zur Linde, als hätte der auf ewig verstummte Mund Reinhard's jede Lippe verschlossen. Malva lag auf dem Boden, nur das Zittern ihres Körpers zeigte, daß noch Leben in ihr. Der Collaborator stand starren Blickes, er preßte den Mund zusammen, und auf einen Stuhl niedersinkend bedeckte er die Augen mit beiden Händen. Wendelin verließ das Zimmer, man hörte seinen Schritt nicht.

Der Sänger und der fremde Arzt kamen nach einer Weile. Sie waren zur Reise gerüstet, der Arzt sagte kaum hörbar, daß er zur Hauptstadt zurück kehre, der Sänger fügte hinzu, daß er zum Begräbniß wiederkehre; es lag ein schmerzlicher Ausdruck in seinem Gesichte, da er hinzufügte, er müsse morgen Abend singen, werde aber, da er im letzten Akte nicht mehr beschäftigt sei, noch in der Nacht hieher reisen.

Malva erhob sich und fragte, ob Reinhard nicht Verwandte habe, denen man es anzeigen müsse. Der Collaborator bat, daß sie alle mit ihm in die Nebenkammer gehen sollten, Malva folgte zögernd, und zurück

gewendet sagte sie: „O du Guter, ich muß dich allein lassen.“

In der andern Stube erklärte der Collaborator, daß Reinhard schon in der ersten Kindheit verwaist war, und daß alle seine Verwandten nach Amerika ausgewandert seien. Mit gefasster Stimme gab er dem Sänger und dem Arzt verschiedene Aufträge, und als diese fort gegangen waren, sagte er zu Malva:

„Sei getrost. Du hast ihm seine letzten Lebens-tage neu belebt, und wenn wir's recht überlegen, so ist ihm geworden, was er eigentlich wünschte; er war ja nur gekommen, um neben seiner Frau begraben zu werden. In dir liegen die Kräfte zu Edelm und Tüchtigem. Ich hoffe, du wirst sie zu gebrauchen verstehen. Wenn ich wiederkomme, soll es mein Erstes sein, nach dir zu schauen.“

Malva hatte die heiße Stirn an die Fensterscheibe gedrückt und schaute hinaus. Da stehen noch die Bäume, wie früher, da scheint noch die Sonne, die Schwalben ziehen in Schaa ren hell zwitschernd durch die Luft, und sitzen dann gedrängt auf der Dachfirste des Nachbarhauses; sie sammeln sich und rüsten sich zum Fluge übers Meer, dabei sind wol auch jene, die damals beim Braut-Kusse den ersten Flug unter-nommen hatten.

„Die Schwalben ziehen fort,“ sagte Malva leise vor sich hin, und plötzlich sich umwendend, sagte sie:

„O, Herr Reihemeyer, wenn ich nur auch fort könnte. Ich weiß nicht wohin. Ich will nichts von all den Sachen da. Aber ich möchte mit dem sein,



der ihm der liebste war auf der ganzen Welt, und möcht' alle Tag von ihm reden können. Sind auf Eurem Schiff denn nicht auch Mägde? Könnt Ihr mich nicht auch mitnehmen?"

„Nein, wir sind nur Männer. Halte dich still und gut hier. Du trägst eine Ehrenkrone.“

„Aber ich vergehe vor Jammer.“

„Du wirst dich aufrichten lernen.“

Broni kam, sie umhalste Malva weinend und sagte, sie solle an ihr einen Beistand haben, sie könne sich ja getrösten, daß sie den Weiden — sie nannte die Namen Lorle und Reinhard nicht — nur Gutes gethan.

„Wie trägt es Stephan?“ fragte der Collaborator.

„Er hat doppelt schwer zu tragen. Mein Vater und der Herr Reinhard. Aber er ist an Weiden eigentlich unschuldig und unser armes Kind versteht ja gar nichts von Allem.“

Gemeinderath und Gerichtsbote kamen, sie wollten Alles versiegeln, aber Wendelin legte das Testament vor, und Malva weinte laut, als sie hörte, daß außer dem Vermächtniß für Reichenmeyer und Fabian, ihr Alles vererbt war.

„Es ist eine Kiste angekommen,“ sagte der eintretende Ohm Bahnwärter. „Der selige Herr Reinhard hat mir gesagt, ich soll immer Alles aufmachen. Es sind noch mehr Kleider für dich drin und ein Brautkranz. Schau,“ unterbrach er sich, „da sitzt der Fabian auf dem Nußbaum und stiehlt Nüsse.“

Die Männer eilten ans Fenster und sahen, wie

schwer es dem Ohm gelang, den fletschenden Trottl herab zu bringen.

Während noch der Gemeinderath da war, kam Stephan und sagte: „Ich trete vor den Todten hin und schwöre, ich hab ihm kein Leid anthun wollen. Ich bin freilich wild gewesen und das Unglück ist ja leider von dem armen Kind geschehen.“

Niemand antwortete ihm, bis endlich der Gemeindegreiber ihm das Vermächtniß für Fabian verkündete.

Broni bat, daß man sie mit Malva allein lasse. Alle gingen fort, nur Reihemeyer und Wendelin blieben in der Nebenstube.

Es ward Nacht und ward wieder Tag. Malva stand wieder am Fenster. Da sind noch die Häuser, da sind noch die Bäume, und die Sonne scheint so hell, aber in der Luft regt sich nichts, die Schwalben sind in der Nacht fortgezogen.

„Die Schwalben sind fort,“ sagte Malva. Niemand achtete darauf.

Reihemeyer hatte das Album vor sich, das ihm Reinhard vererbt hatte. Es war ein Tagebuch seines Lebens mit Lorle. Besonders lustig waren die Zeichnungen von der damaligen gemeinsamen Wanderung mit dem Freunde bergaus und bergein. Auf dem letzten Bilde stand geschrieben: „An meinem Grabe,“ und darunter das Datum von Reinharths letzter Ankunft im Dorfe.

Die Blumen, die im Garten erblüht waren, bedeckten den Sarg Reinharths. Die Baronin Arven, die Tochter der Gräfin Felseneck, hatte einen Lorbeer-

Kranz geschickt, der Künstlerverein aus der Hauptstadt einen Tannenkranz.

Die Glocken läuteten, vor dem Hause stand die ganze Einwohnerschaft des Dorfes.

„Malva, ich sage dir jetzt Lebewohl,“ sagte Reihemeyer mit heiserer Stimme, „ich muß vom Kirchhof aus fort. Halte dich tapfer und unseres Freundes würdig.“

Neben Lorle wurde Reinhard begraben.

Als Reihemeyer die erste Scholle auf den Sarg warf, küßte er die Scholle, und seine Thränen fielen darauf.

Vom Lieberkranz begleitet sang der Sänger Ulrich mit bewegter Stimme:

... Schmückte dich am Tiber-Strande  
Reichen Lorbeers Ruhmesglanz,  
Krönt dich nun im Heimatlande  
Unsrer Tannen schlichter Kranz.

Nelken und Rosmarin blühen auf dem Grabe von Lorle und Reinhard.



1  
1  
1  
1  
1

1

1











